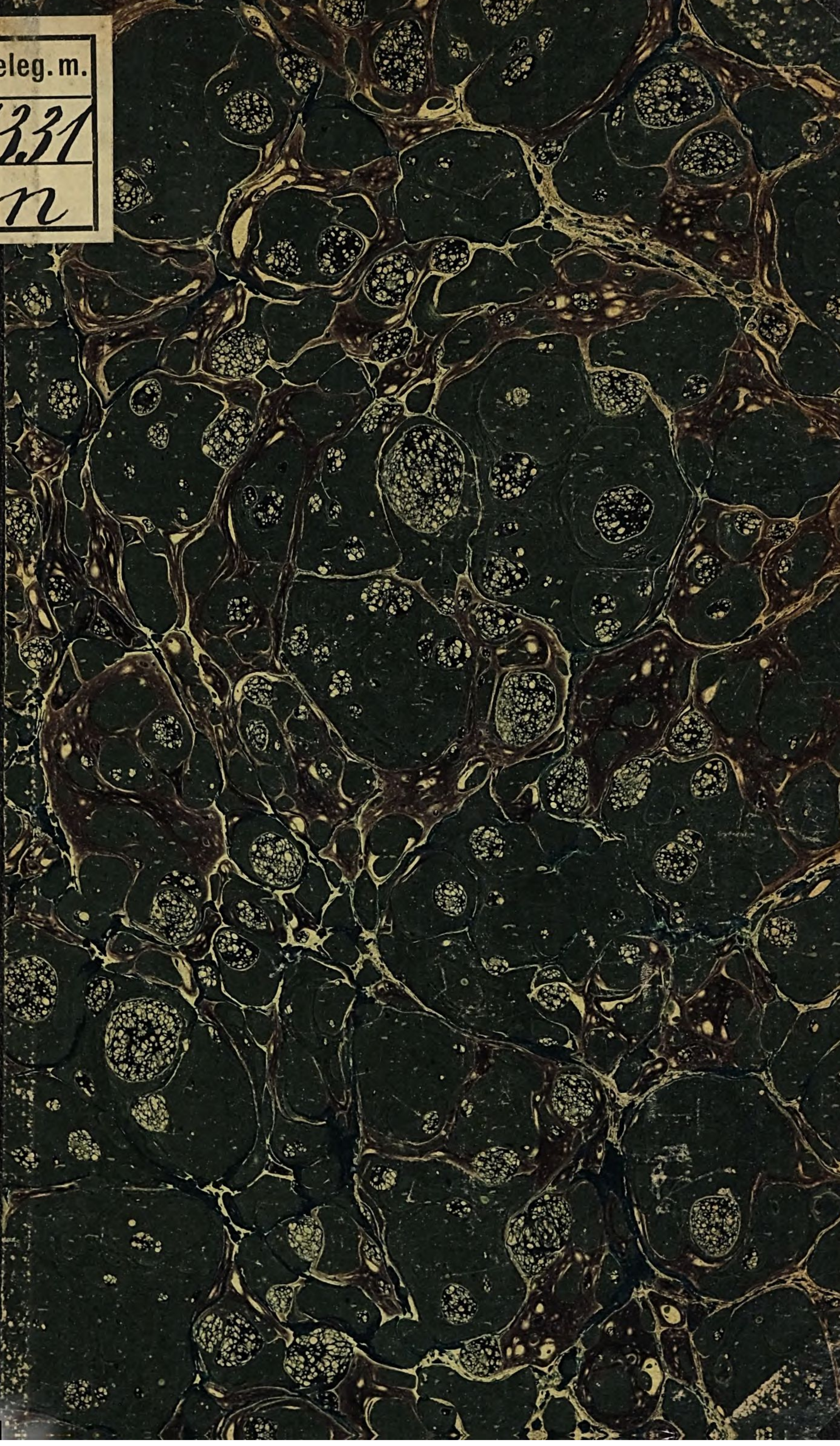


L. eleg. m.

1331

n



L. eleg. m.

Moszkowski

1331 m

<36642043340013



<36642043340013

Bayer. Staatsbibliothek

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen
sind, wenn nicht anders bemerkt, auch in Leinwand
gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.	Geheftet
Artaria, R., Das erste Jahr im neuen Haushalt. Eine Geschichte in Briefen. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Zeitfragen im Familienleben. Eine Ge- schichte.	M. 3.—
Bernhard, Marie, Ihr einziger Sohn und andere Novellen.	M. 3.—
— „ — Sonnenwende. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Felix und Felicia. Roman.	M. 3.—
— „ — Ein Götzenbild. Roman.	M. 3.—
— „ — Die Perle. Roman.	M. 3.—
— „ — Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. Erzählungen.	M. 3.—
— „ — Forstmeister Reichardt. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Schloß Josephstal. Roman.	M. 3.—
Blüthgen, Victor, Novellenstrauß.	M. 3.—
Boettcher, Friedrich, Ora et labora! Roman.	M. 3.—
Elbe, A. v. d., Brausejahre. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
Fava, O., Entsagung und andere Erzählungen.	M. 3.—
Gersdorff, A. v., Ein Wille — ein Weg. Nur geh.	M. 3.—
Hartwig, Georg, Die goldene Gans. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
— „ — Die Sage von Imhoff. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
— „ — Die Generalstochter. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
— „ — Alpenrose. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
— „ — Jugendträume. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
— „ — Wenn du mich liebst. Roman. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50
Heimburg, W., Doktor Dannz und seine Frau. Roman.	M. 3.—
— „ — Sette Oldenroths Liebe. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—

		Gehftet
Heimburg, W., Im Wasservinkel. Roman. 3. Aufl.	M. 3.—	
— „ — Antons Erben. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Trotzige Herzen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 10. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 5. Aufl.	M. 3.—	
— „ — Kloster Wendhusen. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Dazumal. Vier Novellen. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Ein armes Mädchen. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Trudchens Heirat. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Die Andere. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Unter der Linde. Sieben Novellen. 2. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Lore von Tollen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Eine unbedeutende Frau. Roman. 2. Aufl.	M. 3.—	
— „ — Mamsell Unnütz. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. Zwei Novellen. 2. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Um fremde Schuld. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Haus Beeken. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—	
— „ — Alte Liebe und anderes. Erzählungen.	M. 3.—	
— „ — Großvaters Stammbuch und anderes. Novellen.	M. 3.—	
Hillern, W. v., Aus eigener Kraft. Roman. Zwei Bände. 4. Auflage.	M. 6.—	
— „ — Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Ober- ammergau. Neue Ausgabe in einem Bande.	M. 5.—	
Hopfen, Hans, Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte.	M. 3.—	
Keyser, Stefanie, Der Krieg um die Haube. Glockenstimmen. Kulturgeschichtl. Novellen.	M. 3.—	
— „ — Deutsche Art, treu gewahrt. Eine Hof- geschichte aus dem 17. Jahrhundert.	M. 3.—	
— „ — Fanfaro. Novelle.	M. 3.—	
— „ — Der Mut zur Wahrheit. Roman.	M. 3.—	
— „ — Die Lora-Nixe. Novelle.	M. 3.—	
— „ — Ein deutscher Liebesgott. Erzählung.	M. 3.—	
— „ — Dunkle Steine. Das Los des Schönen. Eine Lichtwirkung? Erzählungen.	M. 3.—	
— „ — Lebensvende. Roman.	M. 3.—	
— „ — Zeit bringt Rosen. Ungeschriebenes Recht. Erzählungen.	M. 3.—	
— „ — Sturm im Wasserglase. Roman.	M. 3.—	

	Geheftet
Keyser, Stefanie, Was du ererbt von deinen Vätern hast. Kulturgeschichtliche Erzählungen.	M. 2.—
— „ — Seele um Seele. Roman a. d. 12. Jahrhundert.	M. 2.—
— „ — Leitsterne. Novellen.	M. 2.—
Klemm, Johanna, Hero's Lampe u. a. Novellen.	M. 3.—
Klinckowström, A. v., Zweierlei Ehre. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Krauß, Gustav Johannes, Fata Morgana. Roman.	M. 4.—
Laddey, Emma, Flitter und Gold. Ein Roman für Mütter und Töchter. 5. Auflage. Nur gebunden.	M. 4.—
Major, Charles, Als das Rittertum in Blüte war. Roman.	M. 3.—
Marlitt, E., Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Die zweite Frau. Roman. 13. Auflage.	M. 3.—
— „ — Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 15. Auflage.	M. 3.—
— „ — Goldelse. Roman. 27. Auflage.	M. 3.—
— „ — Das Heideprinzesschen. Roman. 10. Auflage.	M. 3.—
— „ — Im Hause des Kommerzienrates. Roman. 5. Auflage.	M. 3.—
— „ — Reichsgräfin Gisela. Roman. 10. Auflage.	M. 3.—
— „ — Im Schillingshof. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
— „ — Thüringer Erzählungen. 6. Auflage.	M. 3.—
— „ — Das Eulenhau. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
Möllhausen, Balduin, Der Vaquero. Roman. Nur geheftet.	M. 4.50
Olden, H., Hermann und Walter Soltau. Roman.	M. 4.—
Perfall, A. v., Truggeister. Roman.	M. 3.—
— „ — Ketten. Roman.	M. 3.—
Proelß, Johs., In der Alpenschutzhütte. Novellenfranz.	M. 3.—
Renz, B., Feurige Kohlen. Roman.	M. 3.—
— „ — Nach dem Sturme. Roman.	M. 3.—
Robran, Paul, Das große Schweigen und andere Novellen.	M. 3.—
— „ — Kampf ums Glück. Roman.	M. 3.—
Rosner, Karl, Dietrich Hellwags Sieg. Roman.	M. 3.—
Schneegans, A., Romeos Tochter. Speranza. Lenz im Herbst. Italienische Geschichten.	M. 2.—

	Geheftet
Schultz, K. Th., Nach dem Leben. Novellen.	M. 3.—
Sewett, Arth., Das Glück und andere Novellen.	M. 3.—
Stegemann, H., Söhne des Reichslands. Erzählung.	M. 3.—
Treu, Eva, Jungvolk. Novellen.	M. 3.—
— „ — Erlebtes und Erträumtes. Erzählungen. 2. Aufl.	M. 3.—
— „ — Bergan. Erzählungen.	M. 3.—
— „ — Alltagsmenschen. Novellen.	M. 3.—
— „ — Glückliche Augen. Novellen.	M. 3.—
— „ — Reiner Klang. Erzählungen.	M. 3.—
Weber, Adelheid, Sabine Bucher. Roman. 2. Aufl.	M. 3.—
Wengerhoff, Philipp, Die Geschwister. Roman.	M. 3.—
Werber, E., Feuerseelen. Erzählungen.	M. 3.—
Werner, E., Runen. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Hexengold. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Am Altar. Roman. 7. Auflage.	M. 3.—
— „ — Die Blume des Glückes. Erzählung. 2. Aufl.	M. 3.—
— „ — Gesprengte Fesseln. Roman. 5. Auflage.	M. 3.—
— „ — Frühlingsboten. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Gartenlaubenblüten. Zwei Novellen. 3. Aufl.	M. 3.—
— „ — Gebannt und erlöst. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Ein Held der Feder. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
— „ — Glück auf! Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
— „ — Um hohen Preis. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Sankt Michael. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Vineta. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
— „ — Heimatklang. Der Lebensquell. Zwei Erzählungen. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Die Alpenfee. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Flammenzeichen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
— „ — Gewagt und gewonnen. Sechs Erzählungen und Novellen.	M. 3.—
— „ — Freie Bahn! Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Fata Morgana. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
— „ — Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. 2. Auflage.	M. 3.—
Westkirch, Luise, Im Teufelsmoor. Erzählung. 2. Auflage.	M. 2.—
— „ — Unter Schwarzwaldtannen. Roman.	M. 3.—
Zobeltitz, F. v., Die Armutsprobe. Zwei Bände. Nur geheftet.	M. 6.50

Flatterminen

Zwölf Humoresken

von

Alexander Moszkowski

Illustriert von Walther Caspari



Stuttgart, Berlin, Leipzig

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

g.m. 10313

Nachdruck verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten



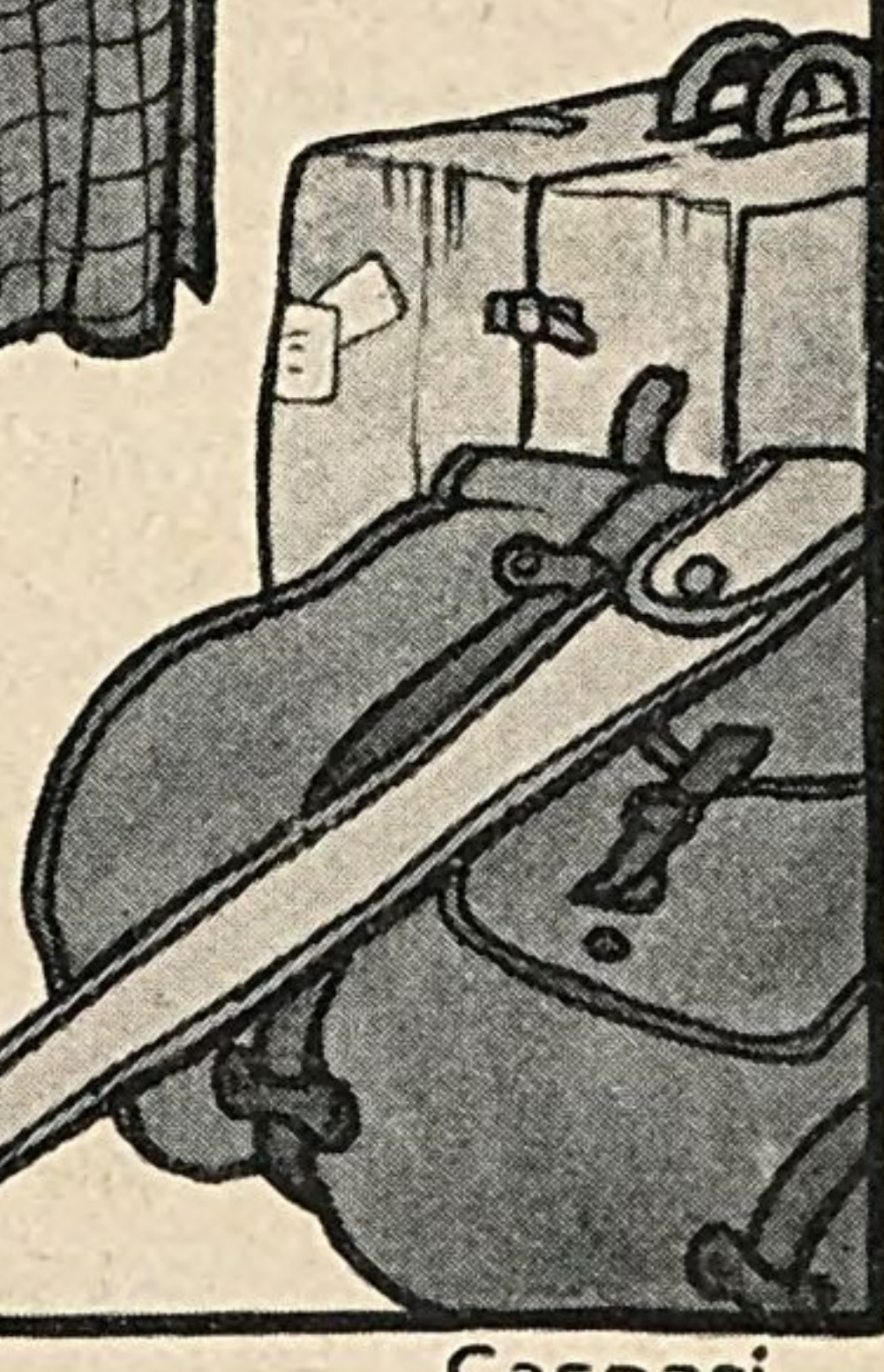
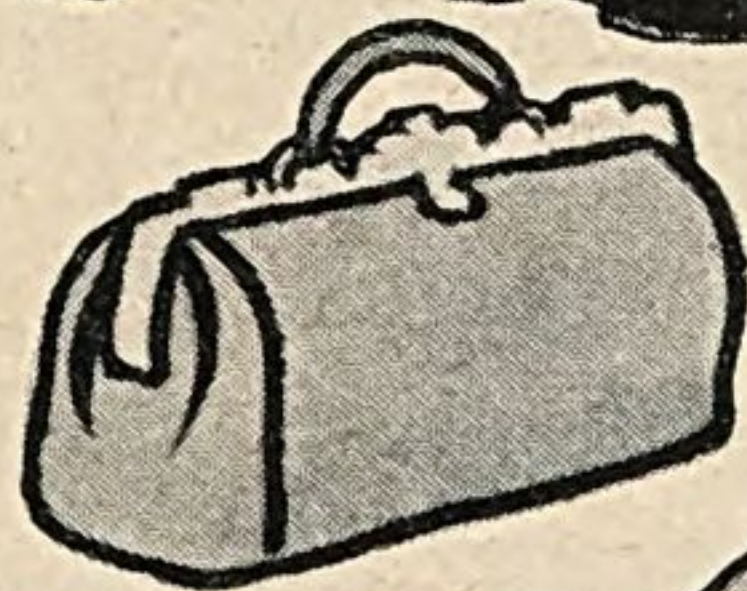
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt



	Seite
„Ich an Ihrer Stelle“	9
Ein Phantast	17
Ein Prosaiist in Versen	26
Die Symphonie auf dem Pilatus	35
Matthäi am Letzten	44
Die Unvergleichlichen	52
Fräulein Hamlet	59
Sportstudien eines Ahnungslosen	67
Tsing-ting	75
Pechvogel Don Juan	82
Im Ballon	90
Die Perle der Literatur	99





„Ich an Ihrer Stelle“

Caspari.

Die Volksweisheit behauptet, daß man den Freund im Unglück erkenne; allein ich glaube, daß die öffentliche Meinung in diesem Punkte einer Korrektur bedarf. Was mich betrifft, so erkenne ich die Freunde eher im Glück, schon deshalb,

weil sie da weit zahlreicher vorhanden sind. Besonders wenn mir das Glück in Gestalt einer größeren Erholungs- oder Vergnügungsreise winkt, erkenne ich so recht, wie befreundet ich eigentlich bin. So ein Plan braucht bloß ruckbar zu werden, und sofort sehe ich mich von allen Seiten in Wohlwollen und Hilfsbereitschaft förmlich eingewickelt. Im jüngsten Herbst hieß die Lösung Italien. Ich weiß nicht, ob andere Leute auch so entsetzlich viel gute Freunde haben, die das Land jenseits der Alpen aus dem ff kennen. Jedenfalls tauchten sie vor mir aus allen Ecken hervor, jeder wußte alles, verriet das meiste und zeigte sich hochgradig besorgt um mein Wohl.

Je näher der Termin heranrückt, desto intensiver brennen mir die Strahlen zärtlicher Fürsorge auf den Leib. In zahlreichen Konversationen erschließt sich mir eine Fülle von Möglichkeiten, gegen die jede Wirklichkeit ärmlich erscheinen muß. Künstlerisch betrachtet, kann die Reise selbst nur die starre, tatsächliche Schlußfuge werden, der meine Freunde eine Unendlichkeit von Variationen über das schöne Thema „Ich an Ihrer Stelle“ vorangehen lassen. Man gestatte mir, aus diesem mehrbändigen Variationswerke einige Takte herauszuziehen:

Der erste Freund: „Also nach Italien wollen Sie fahren, das ist gescheit. Und welche Route gedenken Sie zu wählen?“

„Na, ich denke über München—Rufstein—Brenner.“

„Ganz falsch. Ich an Ihrer Stelle würde über den Gotthard fahren und mit Mailand anfangen. Mailand vermittelt am besten die nordische Gewohnheit mit der Überraschung des Südens. Wenn Sie dort beginnen und sich dann über Genua allmählich hinunterschlängeln, so haben Sie die Steigerung, das köstlichste Crescendo, wie in einem gelungenen Kunstwerk. Andernfalls geht Ihnen das Präludium vollständig verloren und Sie reisen sozusagen wie ein Banause, unkünstlerisch.“

„Das möchte ich natürlich nicht. Ich will es mir noch überlegen. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihren guten Rat.“

Der zweite Freund: „Haben Sie sich schon für ein bestimmtes Einbruchstor entschieden?“

„Noch nicht ganz; aber wahrscheinlich werde ich zur Hinderreise den Gotthard wählen und mit Mailand beginnen.“

„Der alte Fehler aller Neulinge, die sich im ersten Anlauf mit aller Gewalt den Eindruck verderben. Mailand mag sich in politischer Hinsicht zu Italien rechnen, im Charakter ist es nordisch, preussisch, man könnte fast sagen uckermärkisch. Ich an Ihrer Stelle würde mit Verona anfangen. Da kommen Sie wie mit einem Zauberschlage in eine andere Welt und genießen das Höchste, was eine Reise zu bieten vermag: den Reiz der Überraschung, die plötzliche Wirkung des Exotischen.“

„Gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen. Ihre Theorie hat zweifellos etwas Bestechendes, und es würde sich gewiß verlohnen, sie praktisch zu verwerten.“

Der dritte Freund: „Was Sie mir da von einem „Zauberschlage“ erzählen, klingt sehr nach eingelernter Phrase. So ein Zauberschlag paßt für die Ausstattungsfeierie oder für eine romantische Oper. Wenn Sie als Kulturmensch Italien bereisen wollen, so müssen Sie diese Oberonphantasien beiseite lassen. Ich an Ihrer Stelle würde es überhaupt ganz anders machen; ich würde bis Toblach fahren und dann durchs Ampezzotal langsam zu Fuß hinunterpilgern, nach Venedig. Auf diese Weise erschließen Sie sich das gelobte Land schrittweise und weiten Ihre Seele zur Aufnahme des Kommen-den. Zum Eisenbahnfahren haben Sie nachher noch genug Gelegenheit.“

„Hm, hm! Zu Fuß nach Italien — ich muß gestehen, das wäre wenigstens originell.“

„Es ist einfach himmlisch. Man fühlt sich da losgelöst von der Herdenwanderung und vom Zwange des Rundreisebilletts. Ich an Ihrer Stelle würde das ganz entschieden so versuchen.“

Der vierte Freund: „Und wann soll es losgehen?“

„Ich denke in den nächsten Tagen.“

„Aber das ist ja der reine Unsinn. Der Herbst ist ja bekanntlich in Deutschland mindestens ebenso schön wie in Italien. Hingegen, wenn Sie aus der Unwirtlichkeit des nordischen Winters in den leuchtenden Karneval des Südens fliehen, das hat einen Sinn und kostet dasselbe Geld.“

„Da müßte ich ja noch einige Monate warten.“

„Ich an Ihrer Stelle würde eben warten. Der Mensch muß doch auch an die Heimkehr denken. Stellen Sie sich nur vor, was Ihnen, wenn Sie jetzt reisen, bei der Rückkunft bevorsteht! Schneetreiben, Konzertgestöber, der ewige Gesellschaftsfrack und alle Abende eine neue Tischdame! Folgen Sie aber meinem Rat, so werden Sie bei der Heimreise vom erwachenden Frühling begrüßt und haben so die Tücke der Jahreszeiten doppelt überlistet.“

„Das wäre in der Tat das Schlaueste, was man anstellen könnte.“

Der fünfte Freund: „Welcher Esel hat Ihnen denn das eingeredet? Winter in Italien! Na, meinetwegen, versuchen Sie's nur, ich brauche ja nicht mit den Zähnen zu klappern, wenn Sie frieren!“

„Sie leugnen also die Existenz des südlichen Klimas?“

„Ich leugne es gar nicht, ich behaupte nur, daß eine Bärennatur dazu gehört, um es auszuhalten. Ein Maximum von Kälte bei einem Minimum von Öfen. Ich an Ihrer Stelle würde ruhig bis Ostern warten, April und Mai sind eben die einzigen Monate, die für Italien in Betracht kommen. Außerdem finden im nächsten Frühjahr große Festlichkeiten in Rom statt, die ließe ich mir an Ihrer Stelle nicht entgehen.“

„Das wäre allerdings geeignet, meinen Plan zu beeinflussen. Ein wahres Glück, daß ich das Fahrscheinheft noch nicht gelöst habe!“

Der sechste Freund: „Wie ich Sie beneide! Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen fahren. Da dies aber unmöglich ist, will ich Ihnen wenigstens einen guten Rat auf den Weg

mitgeben. Zersplittern Sie sich nicht! Der Wert einer solchen Reise liegt lediglich in der Konzentration.“

„Ganz meine Ansicht; ich beabsichtige auch nur, höchstens sechs bis acht der wichtigsten Städte mitzunehmen und das übrige auf sich beruhen zu lassen.“

„Ich an Ihrer Stelle würde mit dem Süderpreß direkt nach Rom fahren und die ganze Zeit dort bleiben. Alles andere würde für mich gar nicht existieren.“

„Ja, man kann doch an Städten wie Florenz oder Pisa nicht einfach vorbeifahren!“

„O, man kann schon. Nur die Kieselack's und die Buchholzens müssen überall einkehren und *acte de présence* machen. Dieses Reiseprinzip à la Schulze und Müller ist Ihrer nicht würdig. Wie gesagt, Sie begehen Raub am kostbaren römischen Aufenthalt, wenn Sie auch nur über einen Tag anders disponieren. Wissen Sie, was Gregorovius sagte, als er von einer Dame gefragt wurde, in welchem Zeitraum sie wohl Rom gründlich kennen lernen könnte? ‚Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,‘ meinte der berühmte Gelehrte, ‚ich bin erst zehn Jahre hier.‘ In dieser Antwort steckt meine ganze Moral: Sie können noch so viel Zeit übrig haben, für Rom ist es immer viel zu wenig.“

Der siebente Freund: „Sie wollen also nach Italien?“

„Korrekt gesagt, nach Rom?“

„Ich an Ihrer Stelle würde mich um Rom überhaupt nicht kümmern. Nach meiner festen Überzeugung ruinieren die meisten Italiensfahrer ihre Reise durch den Aufenthalt in Rom. Das ist nichts als eine unendliche Strapaze, eine unabsehbare Hezwanderung durch Galerien, Kirchen und Trümmer, die heutzutage kein Mensch mehr aushält. Wissen Sie, was Gregorovius sagte . . .?“

„Weiß ich; aber ich bin aufs höchste erstaunt, daß Sie sich auf diesen Ausspruch berufen.“

„Weil er die Quintessenz meiner Meinung enthält. Wenn man nicht wenigstens zehn Jahre dafür übrig hat, lohnt es sich nicht erst, mit Rom anzufangen. Ich an Ihrer Stelle

würde mich auf etliche Wochen in Neapel festsetzen und von dort Ausflüge machen: Camaldoli, Sorrent, Capri, Vesuv, Pompeji! Da haben Sie einen Genuß und lachen unter der Sonne Campaniens der armen Verunglückten, die in den römischen Museen versauern.“

Der achte Freund: „Wie Sie es im einzelnen anstellen, ist eigentlich ganz gleichgültig, denn Italien bietet an allen Punkten genug des Schönen und Instruktiven. Die Hauptsache bleibt eine zweckentsprechende geistige Vorbereitung. Ich an Ihrer Stelle würde mich noch vor Antritt der Reise in recht gründliche Spezialstudien versenken. Sie haben dann von den Städtebildern und Kunstwerken den zehnfachen Eindruck.“

„Ganz recht; ich habe mir auch bereits die neueste Auflage des Bädeler gekauft und blättere gelegentlich darin.“

„Das genügt nicht. Sie müssen sich die Bücher von Grimm, Springer, Burckhardt und Curtius anschaffen; womöglich den Vasari und selbstverständlich den Winckelmann, Lübke und Schnaase. Sie sehen sonst und wissen nicht was, Sie staunen und wissen nicht warum; schließlich wollen Sie doch nicht die Sache absolvieren, wie der Provinziale mit dem Katalog in der Hand durchs Panoptikum läuft. Ich an Ihrer Stelle würde mich ernstlich präparieren.“

„Besitzen Sie denn alle die Schriften, von denen Sie sprechen?“

„Zum größten Teil.“

„Dann will ich sie mir von Ihnen pumpen; ich schicke morgen einen Boten zu Ihnen.“

Der neunte Freund: „Was lesen Sie denn da?“

„Den Vasari.“

„Das ist wohl so ein ganz Moderner?“

„Im Gegenteil, das ist ein ganz Alter, und ich studiere seine Geschichte Raffaels, weil ich nächstens ein bißchen nach Italien reisen will.“

„Menschenkind, Sie sind doch ganz verdreht! Sie stumpfen sich ja ab, bevor Sie hinkommen! Ich an Ihrer Stelle würde

grundsätzlich nicht eine Zeile über alle diese Dinge lesen. Wozu hat denn der Mensch seine Anschauung? Sie sollen doch in Italien mit freiem Auge sehen und nicht durch die verstaubte Brille alter Chronisten!“

„Gewisse Vorkenntnisse soll man sich aber doch aneignen.“

„Überflüssiger Ballast, lieber Freund! Ich bin wiederholt in Italien gewesen und habe mich jedesmal brillant amüsiert; dabei bestanden meine Vorkenntnisse lediglich in dem berühmten Spruch: Wer reisen will, nehm' nicht viel mit! Das gilt vom geistigen Gepäck ebenso wie von anderer Überfracht. Gute Hotels muß man vorher wissen, der Rest ist Nebensache.“

Der zehnte Freund: „Wieviel Zeit haben Sie denn für die ganze Expedition übrig?“

„So etwa vier Wochen.“

„Sehr schön! Dann will ich Ihnen ein Programm machen. Sie fahren zuerst nach Ferrara und machen dort für acht Tage Rast.“

„Weshalb denn gerade in Ferrara?“

„Weil Ferrara die Perle von Italien ist. Lassen Sie sich nur nicht durch den Glanz der großen Namen blenden. In dem Tohuwabohu dieser hauptstädtischen Babel richten Sie Ihre Nerven zu Grunde, anstatt sie zu erfrischen. Ich an Ihrer Stelle würde ausschließlich die köstlichen stilleren Orte aufsuchen, die an intimen Reizen unendlich mehr bieten. Da ist zum Beispiel Siena, die Perle Italiens, auf mein Ehrenwort!“

„Auf diese Weise würde ich aber Genua, Rom, Venedig gar nicht zu sehen bekommen.“

„Sie verlieren nichts daran, glauben Sie einem Kenner! Sie geben den Marmor hin und bekommen dafür Diamanten; das Format entscheidet nicht, sondern der innere Wert. Was wissen die meisten Reisenden von Orvieto? Nichts, weniger als nichts. Ich an Ihrer Stelle würde dafür wenigstens eine Woche vorsehen. Sie werden mir nachher recht geben: Orvieto ist die Perle Italiens. Übrigens noch eines: sehen

Sie zu, daß Sie möglichst schnell hinkommen, denn der Herbst ist für Italien weitaus die beste Jahreszeit!“

Inzwischen ist das Frühjahr herangekommen und heute verfüge ich bereits über mindestens dreißig Pläne und Programme, ausgefertigt von Kennern und Autoritäten, denen ich mich als Laie beugen muß. Da bleibt mir nichts übrig, als die berühmte mittlere Linie aufzufinden, und zu diesem Zwecke will ich mir nunmehr einen ganz neuen, ganz selbständigen Reiseplan ausarbeiten, und zwar nach dem Leitmotiv: Ich an meiner Stelle.





Am oberen Ende der Rue Blanche hausten wir zusammen in einer „Vie de Bohême“, die zwar an sich nicht nachahmenswert war, dagegen manchen Zug aus Murgers berühmtem Buche entlehnt hatte. Es waren damals die ersten Anzeichen dafür vorhanden, daß sich an der Nordseite von Paris ein Abbild jenes Zigeunerlebens entfalten würde, wie es vormals im Quartier Latin zu so üppiger Blüte gediehen

war, und wir waren eben dabei, durch Sorglosigkeit des Denkens, Ziellosigkeit des Tagewerks und vereinzelte künstlerische Anläufe das Unsrige zur Verwirklichung dieser neuen Montmartre-Idee beizutragen.

Ich galt als der Externe in dieser Gesellschaft und wurde von den übrigen als der Ferientourist betrachtet, während ich bereits den Anspruch erhob, als ein Akklimatisierter genommen zu werden. Denn dem „Baedeker als Erzieher“ war ich längst entwachsen, und die Jagd nach der Sehenswürdigkeit gab es für mich nicht mehr; ja im Hochgefühl angehender Blasiertheit hatte ich bereits angefangen, der Allweltspromenade der inneren Boulevards meine Gegenwart zu entziehen. Der Duft jener undefinierbaren Parisine, die unter der Oberschicht des Pariser Lebens brodelte, war mir bereits in die Nase gestiegen, und ich besaß eine deutliche Ahnung von dem Vorhandensein eines intimen Zaubers, dessen man nur im zwecklosen Hindämmern ohne konkrete Absichten teilhaftig werden könne. Nur noch eine kurze Frist Pariser Aufenthaltes war mir gegönnt, die Zeitspanne mußte also nach jeder Richtung hin durch fleißiges und ersprießliches Nichtstun ausgenützt werden.

Von einem ähnlichen Arbeitsdrange war noch ein anderes Mitglied unserer Bohémegenossenschaft erfüllt: Aloys Zinkl, ein Gigerl aus Wien, das eine sehr hübsche Freundin besaß, vorzüglich Billard spielte, unablässig Zigaretten drehte und sich überhaupt, wie es hieß, für den diplomatischen Dienst vorbereitete. Ernsthaftere Erscheinungen waren der Pianist Anton Brawurow und der Kaufmann Kramer, zwei Jünglinge, die bisweilen durch Spuren einer wirklichen Tätigkeit überraschten und deshalb mit dem Spottnamen „die Zielbewußten“ belegt worden waren. Als ein rätselhaftes Zwitterding zwischen den Bummlern und den Zielbewußten schwebte ein junger Dichter namens Kunz Oberland in unserer Mitte. Er hatte Berlin verlassen, weil ihm die Reichshauptstadt nicht die genügende Breite zur vollen Entfaltung seiner geistigen Schwungfedern gewährte. Hier in Paris

wollte er seine Adlernatur in prachtvollen Flügelschlägen entwickeln, nachdem ihn die engen Verhältnisse der Heimat lange genug gezwungen hatten, still auf der Stange zu hocken.

Das literarische Gepäck Kunz Oberlands war leichtgemogen und bot in seiner erfreulichen Kleinheit dem Vorwärtstreben kein Hindernis. Seine gesammelten Werke kosteten damals zwanzig Pfennig, da sie genau ein Bändchen der Reclam'schen Universalbibliothek füllten. Außerdem erzählte er viel von einem Feuilleton, das er einmal vor sechs Jahren veröffentlicht hatte und das seitdem für ihn eine Fundgrube der erlesensten Zitate bildete. Dieses Feuilleton blieb das erste und letzte seiner Gattung, denn die fortgesetzten Versuche Oberlands, mit deutschen und österreichischen Zeitungen von Paris aus Fühlung zu gewinnen, verliefen durchaus resultatlos. So verzichtete er allmählich auf Tinte, Papier, Federn und ähnlichen Ballast, er konservierte dafür als einziges schaffendes Werkzeug eine Schere, mit der er aus allen möglichen Blättern kleine Gedichtchen ausschnitt, um sie später einmal anthologisch-literarisch zu verwerten. In der ersten Zeit meiner Anwesenheit warf er noch manchmal niedliche Gedankensplitter mit Bleistift auf winzige Blättchen Zigarettenpapier, die ihm das Gigerl zu diesem Zwecke überließ. Später gewöhnte er sich auch die Splitter ab, indem er das Schreiben grundsätzlich als eines Schriftstellers unwürdig erklärte; er berief sich dabei auf Sokrates und Diogenes, die genugsam von aller Welt als Geistesheroen anerkannt seien, ohne daß es je einem Pedanten eingefallen wäre, etwas Geschriebenes von ihnen zu verlangen.

Aber Kunz hatte Pläne, sehr weit ausgreifende Pläne, und diese entwickelte er uns gewöhnlich beim gemeinsamen Dejeuner, das wir täglich um die Mittagstunde in der Stube des Pianisten einnahmen. Bramurow war der einzige unter uns, der ein präsentables Zimmer bewohnte und in gewisser Weise auf Ordnung hielt. Er besaß einen großen Wandschrank, der gleichzeitig als Musikbibliothek, Kleiderspind, Wäschekommode und Vorratskammer diente. Aber innerhalb

dieses Schranke herrschte Regel und Übersichtlichkeit wie in der besten Registratur: so befanden sich in einem Fache lediglich Werke von Chopin und Strümpfe, in einem anderen Beethoven und Schlipse, im dritten Robert Schumann und Dauerwurst, und so fort mit Ausschluß jeder Willkür. Diesem Zustand entsprach es, daß sich beim Pianisten jederzeit ein objektfreier Tisch vorfand, der die Prozedur des Deckens und Auftragens vortrefflich vertrug. Unsere Dejeuners waren eigentlich Picknicks, zu denen jedes Mitglied des Fünfgestirns seinen Beitrag zu steuern hatte. Kramer war Spezialist in gebratenen Hühnchen, der Wiener besorgte gewöhnlich die Ingredienzien zu Mehlspeisen, deren Zubereitung der Hauswirtin oblag, Bramurow und ich hatten uns zur Lieferung der hors d'oeuvre verbunden, die sich an einigen Tagen bis zur stolzen Höhe grünbärtiger Mustern emporkragten; den größten Appetit aber brachte Oberland, unser Schriftsteller, mit. Ein für allemal hatte er erklärt, sich an den gemeinsamen Dejeuners mit dem Pfefferdeputat beteiligen zu wollen, denn Pfeffer sei sehr wichtig und werde gewöhnlich vergessen. Ihn zu größeren Leistungen anzu-spornen, war schon deshalb nicht ratsam, weil er bei uns allen ziemlich tief in der Kreide saß und bei jeder Gelegenheit geneigt war, die Pumpschraube an unsere Geldbeutel mit erneuter Behemenz anzusetzen.

Je mehr er sich im Punkte der Frühstücksnahrung auf die Rolle des Empfangenden beschränkte, desto mittheilbarer wurde er, wenn sich ihm der Anlaß bot, uns ungelegte Eier in Gestalt hoffnungsfreudiger Entwürfe vorzulegen. Denn für den richtigen Bohême bedeutet die Gegenwart nichts, die Zukunft alles. Da erzählte er uns denn, daß er beabsichtigte, das geistige Frankreich mit dem geistigen Deutschland zu verschmelzen und eine Vereinigung der führenden Köpfe beider Nationen in die Wege zu leiten. Ein Salon nach dem Vorbilde des Hotel Rambouillet müsse gebildet werden, ein Brennpunkt des Wissens und des Esprits, der seine Strahlen weit hinaus in alle Lande entsenden solle; nur mit dem Unter-

schied, daß bei der Marquise de Rambouillet Leute wie Balzac, Boiture, Malherbe und die Scudéry, also lauter Franzosen, tonangebend gewesen seien, während in dem neu zu begründenden Salon ein neuer Geist, der franko-germanische, unumschränkt regieren sollte. Diese ideale Verbindung sei das Lebenswerk, das er, Kunz Oberland, sich vorgenommen habe, und das man ihm dereinst höher anrechnen würde, als wenn er noch ein Duzend Bändchen im Reclam'schen Verlage herausgäbe.

Kramer fragte ihn, ob er denn diesen phänomenalen Salon in der fünften Etage der Rue Blanche, nahe den Abhängen des Montmartre, einzurichten gedenke.

Aber mit dieser Fronie drang er nicht durch. „Das betrachten Sie nun wieder von Ihrem kaufmännischen Standpunkt aus,“ entgegnete der Reformator, „ich beabsichtige indes keineswegs, den großen Geistern beider Nationen finanzproßige Festlichkeiten zu geben, sondern nur einen neutralen Boden zu bereiten, auf dem sie sich treffen und aussprechen können, und hierzu bedarf es keiner Millionen, sondern nur einer Persönlichkeit; das steht übrigens schon in dem Feuilleton, das ich vor sechs Jahren veröffentlicht habe.“

„Ohne Ihnen nahe treten zu wollen,“ warf ich ein, „mit welchem Rechte halten Sie sich für diese Persönlichkeit?“

„Das ist Gefühlsache,“ erklärte der Dichter; „ohne mich bis zu den letzten Spitzen des Erfolges durchgerungen zu haben, darf ich doch behaupten, daß ich der literarischen Gemeinde von Paris kein Unbekannter bin. Erkundigt Euch nur bei Emile Zola, der von mir so manchen Brief und darin so manche wertvolle Anregung für seine letzten Romane empfangen hat. Auch der Sarah Bernhardt habe ich brieflich einige Winke erteilt, als sie daran ging, die Lady Macbeth zu studieren, und zu meiner Genugtuung stelle ich fest, daß meine Ratschläge nicht ohne Einfluß auf ihre Darstellung geblieben sind. Das sind, wie gesagt, nur Einzelheiten, aber sie summieren sich doch schließlich zu einem Schwergewicht in der literarischen Welt. Jetzt warte ich

nur noch, bis Paul Heyse einmal nach Paris kommt, dann nehme ich mit ihm zusammen die Sache in Angriff."

"Es fragt sich bloß," meinte der Pianist, "ob Paul Heyse Lust haben wird, mit Ihnen in Kompanie zu gehen."

"Wenn Sie meinen bereits erschienenen Band aufmerksam gelesen hätten," erwiderte Oberland, "so würden Sie wissen, daß Heyse darin mit Auszeichnung genannt wird; ebenso habe ich ihn in meinem Feuilleton lobend erwähnt. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß Heyse freudig die erste Gelegenheit ergreifen wird, um gemeinsam mit seinem Gönner in Tätigkeit zu treten."

"Das heißt, wenn Sie ihn noch nicht angepumpt haben," ergänzte das Gigerl.

Diese indiscrete Bemerkung brachte die Finanzfrage wieder ins Rollen. Es wurde festgestellt, daß die Kapitalverhältnisse des Dichters, unbeschadet ihrer späteren, mit Sicherheit zu erwartenden Blüte, einer augenblicklichen Verbesserung bedurften. In der Diskussion tauchte als erlösendes Wort die Parole „Vortrag“ auf. Ja, ja, so sollte es sein! Oberland mußte in einem großen Saale einen öffentlichen Vortrag halten, das Eintrittsbillett zu zehn Franken gerechnet. Die deutsche Kolonie würde sicher lebhaften Anteil nehmen, und wenn alles gut ginge, könnte dabei eine stattliche Summe in den Händen unseres Freundes verbleiben.

Dieser sträubte sich zuerst gewaltig und zwar mit besonderem Hinweis auf den Pianisten, der ein Konzert plante, und dem er keine Konkurrenz machen wollte. Aber dieser Einwand erschien verfehlt. Er wurde schließlich mit Glanz überstimmt, und damit stand die Tatsache des Vortrages felsenfest.

Tags darauf kam der Poet sehr aufgereggt in mein Zimmer, um mit mir private Rücksprache wegen der Fassung des Programms zu nehmen. Als Thema hatte er vorläufig gewählt: „Die deutsche Literatur von Hans Sachs bis auf die Gegenwart.“ Er behauptete indes, zur Bewältigung dieses Stoffes eine Reihe von Büchern kaufen zu müssen, zu deren An-

schaffung ich ihm eine größere Summe vorstrecken sollte. Ich bewies ihm sogleich, daß das Thema in dieser Allgemeinheit viel zu weit gespannt sei, und setzte zunächst durch, daß er den Anfang nicht von Hans Sachs, sondern von Goethe datierte. Und nun erwachte der Spezialisierungstrieb in ihm: am selbigen Nachmittag lautete das Vortragsthema nur noch „Die deutsche Literatur der Neuzeit“, und als das Programm gedruckt werden sollte, erschien als endgültige Fassung: „Über einige Merkmale in den Novellen Paul Heyeses.“

Unsere Kassen wurden natürlich durch die Vorbereitungen zur Soiree stark in Anspruch genommen, obschon wir davon Abstand nahmen, den Trocadéro zu mieten und uns schließlich mit einem kleinen Saal auf den äußeren Boulevards begnügten, der eigentlich nur eine Dependance eines beliebten Tanzlokals bildete. Was die Billette betrifft, so fanden die ersten acht Eintrittskarten reißenden Absatz, da Brawurow, Finkl, Kramer und ich sofort je zwei Sitze fest belegten. Damit waren wir indes beim toten Punkt angelangt, denn ein neuntes Billett wollte sich absolut nicht verkaufen lassen. Alle unsere Anstrengungen, an die deutsche Botschaft heranzukommen und die deutsche Kolonie im engeren und weiteren Sinne zum Billettkauf zu begeistern, schlugen fehl, und ich selbst holte mir bei dem Versuche, eine Pariser Zeitungsredaktion für das Unternehmen zu interessieren, nachdrückliche Grobheiten.

Kunz Oberland arbeitete inzwischen mit übermenschlichem Fleiße an seinem Vortrage und füllte die Pausen mit der Neuordnung seiner Toilette, die der Reform noch viel bedürftiger erschien als das franko-germanische Geistesleben. Denn mit seinem eigenen, in vieljährigem Kaffeehausbesuch ergrauten Anzuge hätte er schwerlich das Entzücken irgend eines Pariser Parketts erregt. Es stellte sich aber heraus, daß Brawurows Frack, Kramers schwarze Beinkleider, eine meiner Westen und ein blütenweißes Plätthemd des Wienerers in ihrer Vereinigung dem Poeten wie angegossen saßen. Und

in dieser Galatracht betrat er tatsächlich an einem denkwürdigen Januartage das Podium, um seine Conférence abzuhalten.

Zinkl erschien mit seiner Freundin, die noch drei Damen aus undefinierbarer Gesellschaftsschicht mitgebracht hatte, so daß wir auf den acht ausverkauften Sitzen eine hübsche bunte Reihe bilden konnten. Oberland zögerte mit dem Beginn, da er in dem vorhandenen Auditorium doch nur einen sehr verblaßten Abglanz des literarischen Frankreichs zu erblicken vermochte; allein wir waren nun einmal vortragslüftern, und die Damen besonders, die kein Wort Deutsch verstanden, erklärten mit aller Energie, den poète allemand hören zu wollen. So blieb ihm denn nichts übrig, als seinen Vortrag vom Stapel zu lassen.

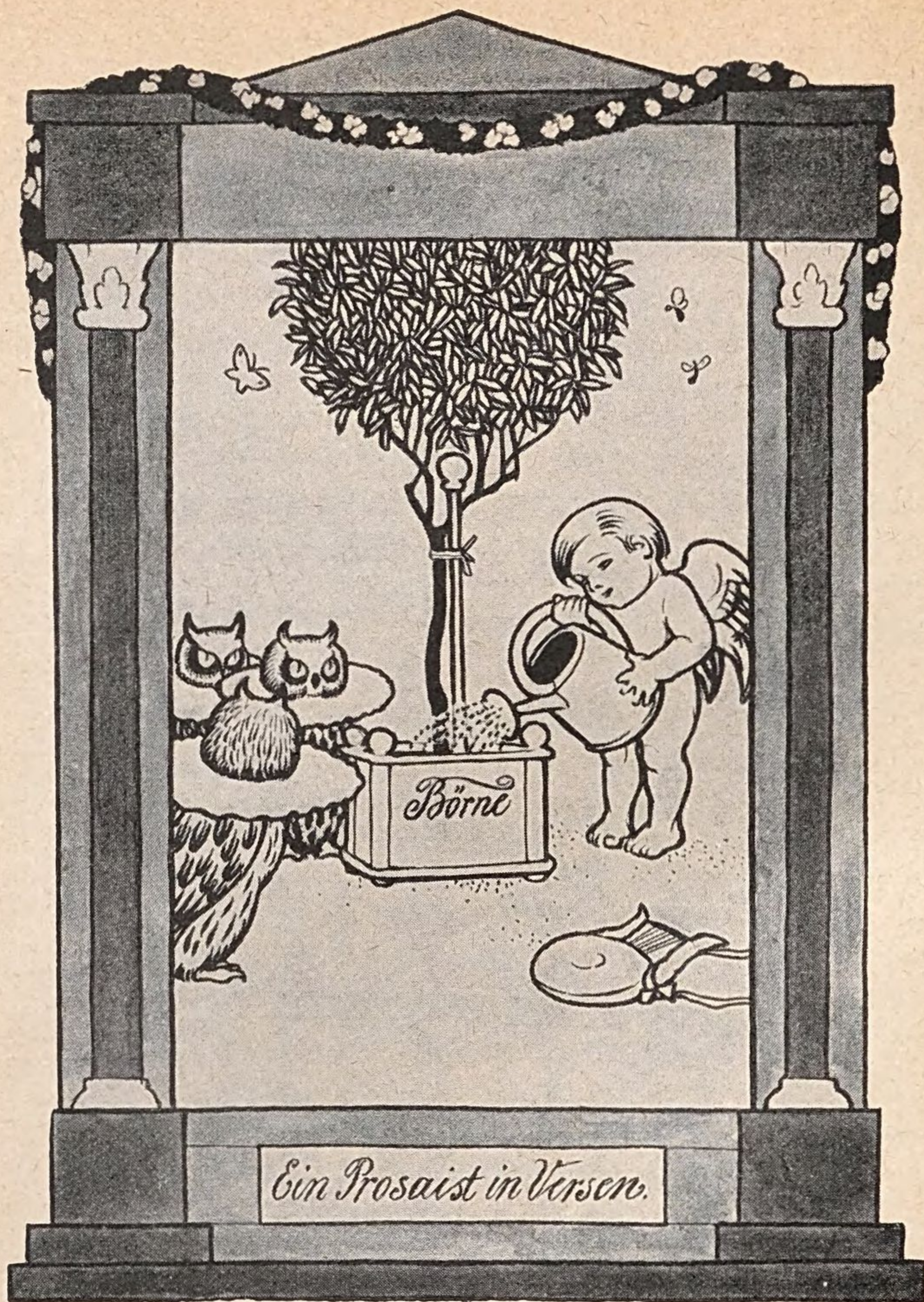
Aber es war gar kein Vortrag. Statt eines Manuscriptes zog er vielmehr sein bekanntes Reclamheftchen hervor, um daraus besondere, auf sein Thema anspielende Kapitel vorzulesen. Gegen diese freie Umdeutung aller Vortragspflichten erhoben wir Freunde natürlich sogleich berechtigten Einspruch, der Wiener rief dazwischen: so eine Vorleserei wäre doch zu sad, es stände ja übrigens ein Klavier in der Ecke, darauf sollte Brawurow lieber etwas vorspielen, damit man doch wenigstens wüßte, weshalb man sich versammelt habe. Im Nu saß der Künstler an der Tastatur, die Klänge der Rubinsteinischen Contredanse brausten durch den Saal, und wie auf Kommando räumten wir in der nächsten Minute die Stühle beiseite, um Raum für eine flotte Quadrille zu schaffen. Oberland war froh, den ungemütlichen Platz auf der Estrade verlassen zu dürfen, er konnte nicht umhin, die neuinszenierte Idee höchst originell zu finden, und beteiligte sich bald an dem improvisierten Tanze, dessen immer toller aufsteigender Wirbel uns allen den Abend zu einem höchst genußreichen machte.

Am anderen Tage erhielt der Dichter ein Strafmandat, weil er unter der falschen Marke einer Conférence eine öffentliche Tanzbelustigung ohne polizeiliche Genehmigung veran-

staltet hatte. Wir schossen also zusammen, um die Buße nach Paragraph so und so aufzubringen; allein nunmehr zeigte die Bilanz Oberlands so bedrohliche Ziffern, daß er selbst den Gedanken einer klimatischen Veränderung anregte.

Bald darauf hörten wir, daß er den Schwerpunkt seines Wirkens nach Wien verlegt habe. Er schrieb uns, daß eine Burgtheaterkrisis im Anzuge sei, und daß seine eigene Kandidatur für den Direktorposten nicht aller Aussichten entbehre. Sollte er diesmal vom Glück begünstigt werden, so wolle er mit der Hofburgtruppe im nächsten Winter westwärts pilgern, um den Parisern endlich einmal die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Darstellungen vorzuführen.





Caspari.

Um die Frühlingswende haben unsere Zeitartikler gewöhnlich alle Hände voll zu tun, um die Begriffe der Vormärzlichkeit und Nachmärzlichkeit gebührend zu erörtern. Bisweilen nehmen sie dann auch die Gelegenheit wahr, um jenes Mannes zu gedenken, der als einer der bedeutsamsten Vorläufer der großen Bewegung so oft neben Heine genannt,

aber ſo ſelten neben Heine geleſen wird, und von den patriotiſchen Vorbeeren, welche die Erinnerung zeitigt, fallen dann vielleicht auch einige Blätter auf das Grab Ludwig Börnes.

Einem Plauderer meines Schlages kommt es nicht zu, in eine Würdigung des Mannes aus dem Geſichtswinkel der Revolutionsgeſchichte einzutreten. Er hält ſich an den geiſtreichen Schriftſteller als an eine literariſche Erſcheinung, und da auch dieſem häufig genug auf der bequemen Straße ge-
läufiger Betrachtungsart nachgegangen worden iſt, ſo verſucht er es, einen abgelegenen Seitenpfad zu gewinnen, indem er die Frage aufwirft: Verehrter Leſer, kennſt du Börne als Epigrammatiker?

Es iſt eigentlich ſchade, daß mir dieſe Frage von allen Seiten verneint wird. In epigrammatiſche Form geprägt, würde ſo manches Kernwort Börnes noch heute als gangbare Münze umgehen, das längſt demonetiſiert und außer Kurs gekommen iſt. Denn eine Reihe gerade der geiſtreichſten Einfälle liegt verborgen, wie in Altrappen eingewickelt, bedeckt vom Schutt verjährter Aufſätze, die Börne als richtiger Journaliſt dem Tagesbedürfnis ſeiner Zeitungen angepaßt hat. Wer liest heute noch Kritiken über Luſtſpiele von Claren und Dramen der Frau v. Weiſenthurn? Und wer, wenn er ſie liest, gibt ſich die Mühe, in bedeutungslos gewordenen Journalartikeln den verſprengten Gedankenſplintern nachzuſpüren?

Aber auch in den nachhaltiger wirkenden Publikationen Börnes, in den Pariſer Briefen, den politiſchen Abhandlungen, dem „Menzel“ zc. liegen die Pointen vielfach nicht ſo klar am Tage, daß ſie einfach als ſentenziöſe Worte herausgehoben werden könnten, geſchweige denn, daß ſie durch eigene Schwungkraft herausstiegen, um frei und ſelbſtändig ihren Weg zu machen und den Anſchluß an den deutſchen Zitatenschatz zu gewinnen. Dem charaktervollen Kämpfer ſtand es wohl an, Ironie und Sarkasmus als Gegengewicht ſeiner publiziſtiſchen Energie zu gebrauchen, oder als Gewürz zu der

herben Koſt, die er dem Veſepublikum reichte; aber den ſatiriſchen Gedanken als ſolchen im freien Spiel der Laune treffend und künstlerisch herauszuarbeiten, daran lag ihm nichts und konnte ihm nichts liegen. Eher iſt das entgegengeſetzte Verfahren bei ihm zu beobachten: über glitzernde Kriftalle wälzte er mit cyklopiſcher Hand pathetiſche Blöcke, indem er es jenen überließ, durch zufällige Bruchſtellen des ungefügigen Baues zu leuchten. Freilich hat Börne auch „Fragmente und Aphoriſmen“ herausgegeben, gleichſam als Nebenprodukte ſeiner politiſchen Tätigkeit; aber gerade aus der Vergleichen dieſer Fragmente mit ſeinen größeren Schriften ergibt ſich, daß er den Wiß weit mehr in der Hand hatte, wenn es galt, ihn über weite Flächen ernſter Proſa verſchwenderiſch zu verſtreuen, als wenn er es unternahm, ihm in knappen Zeilen eine individuelle Exiſtenz zu gewähren.

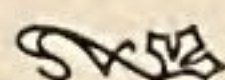
Und ſo iſt es denn gekommen, daß der mit Recht hochgeprieſene Wiß Börnes auf das kräftigſte Mittel der Popularität faſt durchaus verzichten muß: auf das Zitat. Es iſt bezeichnend, daß in Büchmanns „Geſflügelten Worten“ Börne nur ein einziges Mal vertreten iſt, mit einem der wenigen Einfälle, die er als bequeme Einzeiler in die Welt geſetzt hat: „Minifter fallen, wie Butterbrote, gewöhnlich auf die gute Seite.“ Bei Hunderten und aber Hunderten anderer und teilweise beſſerer, kerniger Gedanken fehlen dem Worte, um zum geſflügelten zu werden, zwar nicht die Flügel, wohl aber die Freiheit der Bewegung.

Der nachfolgende Verſuch erhebt keinen Anſpruch, für mehr genommen zu werden als die nachleſende und ſammelnde Arbeit getreuer Zöglinge, die aus den Proſawerken ihrer Meiſter ſogenannte „Lichtſtrahlen“ gezogen haben. Von einer wortgetreuen Zitierung freilich mußte ich aus den ſchon erwähnten Gründen Abſtand nehmen; ich habe es vielmehr gewagt, den aus Börnes Schriften herausgehobenen Kriftallen hie und da Facetten anzuschleifen und ihnen gemeinſam die rhythmiſche Faſſung zu geben, um ſie ſchärfer gegeneinander

abzugrenzen und dem Sinn der Zitate eine epigrammatische Folie zu verſchaffen. Daß die metriſche Neuformung dem Eigenwert der Sentenzen nicht voll entspricht, weiß ich ſelbſt am beſten; ich weiß aber auch, daß mancher pointierte Gedanke den metriſchen Faltenwurf als ſein Attribut fordert, und daß in ſolchem Falle irgend eine Gewandung immer noch beſſer iſt als gar keine. Mit dieſer Begründung biete ich die nachſtehenden Stichproben als frei zitierte Verſe aus Börnes Schriften in Proſa:

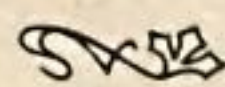
De mortuis.

Gewiſſe Leute in unſeren Tagen
Werden ſich ſchwerlich darüber beklagen,
Sobald ihrem Geiſte die Kunde erſchienen,
Man habe Böſes geſprochen von ihnen;
Denn dieſes beweist den Verſtändigen:
Man zählt ſie noch zu den Lebendigen.



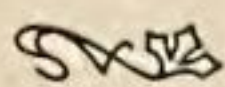
Deutſche Wiſſenſchaft.

Sie iſt wie das Meer, in das von jeher
Der Erde ſämtliche Ströme fließen,
Ja abgrundtief iſt das Wiſſenſchaftsmeer
Und furchtbar geſalzen und nicht zu genießen.



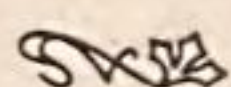
Naturphilosophie.

Ein Schlüssel iſt ſie, durch ihn kann man heute
Zu allen Schätzen des Wiſſens kommen;
Nur haben leider die törichtten Leute
Den Schlüssel ſchon für den Schatz genommen.



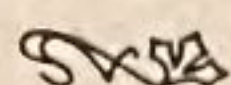
Anſchluß und Abſchluß.

Ich kann mit Vereinen mich niemals befaſſen,
 Und wenn ich einſam verkümmern müßt':
 Denn jede Geſellſchaft muß ich haſſen,
 Die kleiner als die menſchliche iſt.



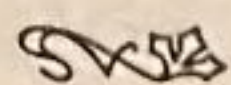
Sichere Hoffnung.

Ich habe ſie freilich nicht geſehn
 Der Freiheit ſtolze Blüte,
 Ich ſah die Freiheit untergehn
 Mit Kummer im Gemüte;
 Und doch will meines Herzens Dank
 Die ferne Zukunft grüßen:
 Ich kann vom Sonnenuntergang
 Auf Sonnenaufgang ſchließen!



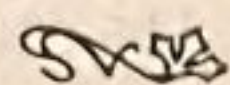
Öffentliche Meinung.

Laßt Ernſt in Eurer Meinung walten,
 Sagt nicht, daß man ihr nichts gewährt hat:
 Nur das ward ihr ſtets vorenthalten,
 Was ohne Nachdruck ſie begehrt hat.



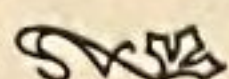
Gedrillte Menſchen.

Die Jungen ſah ich und die Alten,
 Ich ſah die Haltung vieler Rücken:
 Die Knaben, die ſich gerade halten,
 Die werden Männer, die ſich bücken.



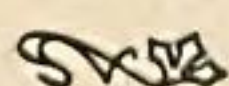
Führer der Menschheit.

Fährt sie bergab, dann lassen sie immer
Die Zügel los, ging auch alles in Trümmer,
Doch wenn sich die Menschheit bergauf bewegt,
Wird meistens der Hemmschuh angelegt.



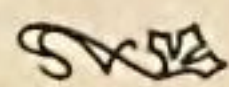
Frei, aber unfrei.

Wer Stubenarrest hat, darf es nicht wagen,
Sich über Stadtarrest zu beklagen;
Erst wenn er verlassen die erste Zelle
Und frei überschreitet die häusliche Schwelle,
Kann er zur weiteren Einsicht gelangen,
Daß er im Grunde noch immer gefangen.



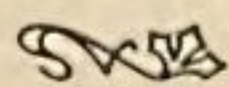
Im Kampfe.

Ich renne lieber gegen die Wand
Als gegen den weichen Widerstand:
Es fährt eine Kugel aus einem Geschütz,
Und nichts vermag ihr den Weg zu verdecken,
Sie fauset durch Eisen und Stein wie der Blitz,
In einem Misthaufen bleibt sie stecken.



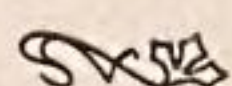
Volkserzieher.

Willst du Menschenflugheit mehren,
Laß die eigne Klugheit hören;
Wünschst du blöd' das Publikum,
So sei klug und stell' dich dumm.



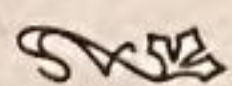
Reaktionäres Gebaren.

Um zu bekämpfen das Neuerungsſtreben,
Will man das Alte wieder beleben,
Wobei man indes gewöhnlich vergißt,
Wie neu uns das Alte geworden iſt.



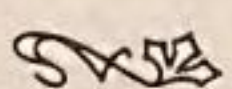
Im Exil.

Ich habe es lange mit angeſehn,
Da zwangen ſie mich davonzugehn;
Sie haben mich, anders ausgedrückt,
Aus einem Käfig ins Freie geſchickt.



Troſt des Verbannten.

Gegen das Heimweh, das uns bedrängt,
Gibt es ein Mittel, doch zählt's zu den Kraſſen:
Man muß ſich, wenn man ans Abreiſen denkt,
Vorher zum Tode verurtheilen laſſen.

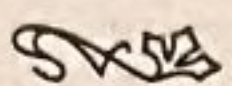


Die Zenſur.

Die dicken Bücher will ſie nicht genieren,
Ihr voller Haß gilt immer den Broſchüren:

So konnte Cäſar Marc Anton,
Den wohlbeleibten, gerne leiden,
Doch eine inn're Aversion
Hieß ihn den hageren Caſſius meiden.

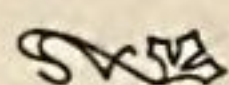
Oft formen ſich Gedanken leicht,
Der Rotſtift tritt hinzu und ſtreicht;
Die Schrift beſteht im weſentlichen
Dann nur noch aus Gedanken-„Strichen“.



Sokrates und Aspasia.

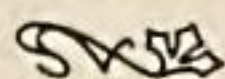
Weßhalb ſchlich er zu jener verſtohlen?
 Die übliche Antwort, ich kenne ſie:
 Er wollte ſich bei Aspasia erholen
 Von allen Strapazen der Philoſophie.

Doch meine Antwort iſt ſicherlich ſchöner
 Und ſteht auch feſter begründet da:
 Beim Philoſophieren hat ſich jener
 Erholt von der holden Aspasia.



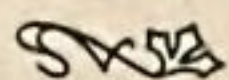
Den zeitgenöſſiſchen Dichtern.

Ihr bringt die Leidenschaft zur Ruhe,
 O bringt ſie lieber in die Hüh';
 Ein Kunſtwerk ſei die güldne Truhe,
 Doch nicht der Sarg der Kunſtidee!



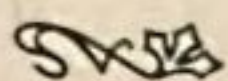
Goethe.

Er ſchwang ſublime Geiſteswaffen,
 Doch iſt in ſeinem höchſten Schaffen
 Ein Reſt Alltäglichkeit zu finden
 Und eine Spur Philiſtersinn;
 Auch ich will ihm den Lorbeer winden —
 Mit etwas Petersilie drin.



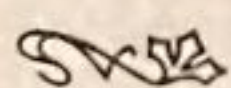
Die Unübertrefflichen.

Wenn ich gewahre, wie ſich bewährt
 So mancher in der Diplomatie,
 Befenn' ich: zu ſolcher Dummheit gehört
 Ein angeborenes Genie!



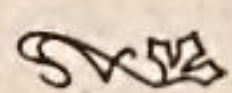
Die orientalische Frage.

Der eine tadelt mit ſcharfem Ton
 Daß Faktum, daß man ein Jude ſei,
 Der zweite duldet die Konfeſſion,
 Ein dritter läßt ſich zur Milde herbei,
 Ein vierter gar lobt den jüdiſchen Mann,
 Doch — denken tun ſie alle daran.



Eine Scheinkonstitution.

Man kann von ihr, ich ſag' es offen,
 Troſt und Beruhigung erhoffen;
 Denn zweifellos gibt ſolches Blatt
 Die beſte Garantie auf Erden,
 Daß einem, der die Ketten hat,
 Die Ketten nicht geſtohlen werden.



Börne über Börne.

Ein jeder geht ſeine Wege;
 Ob ich Gefallen errege,
 Ob andere nach mir kläſſen,
 Mich kann kein Urtheil treffen.
 Ich bin kein Süßholzhöcker,
 Ich bin ein Apotheker,
 Der unentwegt dem Fach vertraut
 Und bitt're Medizinen braut!





In einer tiefsinnigen Meditation hat Viktor Hugo ver-
raten, „was man auf den Bergen hört“, was man da oben
vernimmt, wenn man den Stimmen der Natur ein geweihtes

Ohr entgegenbringt. Solche Stimmen, ein Gewebe von Elementartönen, die sich mit fernem Echo menschlicher Klänge zu einer kosmischen Symphonie vereinigen, wollte ich auch vernehmen, und dieser Wunsch trieb mich empor in die Hochregion. Aus wohlerwogenen Gründen wählte ich zur Horchstation den Gipfel des Pilatus; er ist hoch genug, steht isoliert und strebt, wie es in der alten Chronik heißt, „mit grausam rauchen Felsen und Schroffen, Bruch und Schründen“ gen Himmel. Ein Matterhorn im kleinen, bewahrt er doch vor dem Walliser Matterhorn den Vorzug, daß man, um auf ihn hinaufzugelangen, nicht Leben und Gesundheit, sondern nur zehn Frank Bahngelübhr aufs Spiel zu setzen braucht. Wenn irgendwo, so mußte man dort oben zum vollen und sicheren Genuß jener Bergklänge gelangen, von denen die Poesie Viktor Hugos eine die Sehnsucht so mächtig erregende Vorahnung gibt.

Im letzten Pilatuswagen, der von Alpnach hinauffuhr, teilte ich das Coupé mit einem hochgewachsenen Herrn von intelligentem, scharf markiertem Gesichtsausdruck. Wir kamen ins Gespräch, und er fragte: „Gedenken Sie auf dem Kulm zu bleiben?“

„Ja, bis morgen,“ antwortete ich.

„Haben Sie wegen eines Zimmers telegraphiert?“

„Nein; ich hoffe, auch so Unterkommen zu finden.“

„Wenn Sie Glück haben; das Hotel ist heute stark gefüllt; ich weiß dies, weil ich schon seit einer Woche oben wohne; ich habe mich auf Kulm für einige Zeit ansässig gemacht.“

„Kein übler Saisonaufenthalt!“

„Sehr wahr! Ich liebe den Pilatus außerordentlich mit seiner unvergleichlichen Szenerie; bei uns in Rußland haben wir dergleichen nicht.“

„Ich dachte mir gleich, daß Sie Russe wären, man merkt es ein wenig am Sprechakzent.“

Er überreichte mir seine Karte, eine Höflichkeit, die ich im Austausch sofort erwiderte. Ich las: Gregor Warabiess, Ingenieur, Riga.

„Als Ingenieur,“ sagte ich, „nehmen Sie natürlich ganz besonderes Interesse an dieser abenteuerlichen Zahnradbahn.“

„Gewiß,“ entgegnete jener, „obschon ich das Bahnsach nur oberflächlich kenne. Meine Spezialstudien liegen eigentlich auf anderen Gebieten.“

„Darf man wissen, auf welchen?“

„Es wird genügen, wenn ich Ihnen die Namen meiner Lehrmeister mitteile, die weit über die Grenzen Rußlands berühmt sind: ich bin Schüler von Rimsky-Korsakow und von Borodin.“

„Aber das sind ja Musiker!“

„Bei uns in Rußland ist man niemals Musiker schlechtweg, man ist im Hauptsache immer noch etwas anderes. Die großen Männer, deren Unterricht ich genossen, sind die besten Belege hierfür: bei Korsakow habe ich Festungsbau und Kontrapunkt studiert, bei Borodin angewandte Naturwissenschaften und Instrumentation.“

„Da komponieren Sie also auch sozusagen?“

„Allerdings, soweit mir meine Tätigkeit als Fortifikationsingenieur die Möglichkeit läßt. Zu Hause kommt man ja nicht immer dazu, aber auf Reisen komponiere ich leidenschaftlich. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der Eisenbahnrythmus die musikalische Phantasie enorm beflügelt und daß namentlich der spezifische Rythmus der Bergbahnen eine geradezu themenbildende Kraft besitzt. Deswegen habe ich gerade auf die Pilatusbahn abonniert, und ich habe auch alle Ursache, damit zufrieden zu sein: mir sind hier wirklich viele schöne und charakteristische Themen eingefallen.“

Die Aussicht, auf dem Kulm neben einem produktiven Tonkünstler zu wohnen, begeisterte mich natürlich nur in sehr geringem Grade. Allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß es auf der Alm ka Sünd' und somit gewiß auch kein Klavier gäbe, daß mithin der Herr kaum in die Lage kommen würde, mir die Motive vorzuspielen, die ihm bei 48 Prozent

Steigung eingefallen waren. Diese Zuversicht verließ mich selbst dann nicht, als man mich im Pilatusgasthaus zum Zimmernachbar Warabieffs machte. Das Hotel war in der Tat sehr stark besetzt, und da ich an diesem Tage nicht mehr zu Tal konnte, mußte ich den einzigen noch verfügbaren Wohnraum widerspruchslös annehmen.

Es nebelte, was es nur nebeln konnte, der ganze Berggipfel schien in Watte zu stecken, und der Flurbarometer sagte „Schön“ dazu. Da er indes mit dieser Meinung ganz vereinzelt da stand, so blieb den Touristen bei der völligen Unmöglichkeit, sich im Freien aufzuhalten, nichts anderes übrig, als sich recht zeitig in die Betten zu versügen.

Da lag ich denn einsam und dachte beim Einschlafen an dies und jenes, vornehmlich an die Hochsphärenklänge des Dichters, die ich hier zu finden gehofft hatte, und die sich vorläufig nicht ganz pünktlich einstellen wollten. Wie hieß es doch bei Viktor Hugo?

„Die Welt, gehüllt in diese Symphonie,
Schwamm wie in Luft so in der Harmonie“ —

damit konnte er unmöglich diese kombinierten Hotelgeräusche von zugeschlagenen Zimmertüren, elektrischen Klingeln und rufenden Hausknechten gemeint haben. Ob wohl der Russe da nebenan jetzt komponierte? Vermutlich, und wenn er es tat, dann jedenfalls in streng sarmatischem Stile. Schwierige Aufgabe das, Tonwerke zu formen ohne den lebendigen Klang eines Instrumentes, nur auf das linierte Notenpapier angewiesen! Aber diese Russen können ja alles, sie verbinden in ihrem Berufe die heterogensten Elemente, Sonaten, Festungsschanzen, Orchestersuiten, Brückenbau, dreistimmige Fugen und vierzöllige Panzerplatten, Streichquartette und Dynamomaschinen, Symphonie und Serumtherapie. Ich mußte an Balakirew denken, den Mathematiker-Komponisten, der es auch wirklich fertig bekommen hat, die harmonischen Zahlenverhältnisse bis zur höchsten algebraischen Schwierigkeit zu steigern. Balakirews berühmtes Klavierstück „Islameh“ ging

mir durch den Kopf; sehr bedeutsam in der Erfindung, höchst originell in der Faktur und unsagbar schauerhaft im Klänge. Daß einen doch diese raffiniert überpfefferten Klänge bis auf den Pilatus verfolgen müssen, diese im Hochfeuer überhitzter Phantasie erzeugten Tongebilde, von denen man doch in winterlichen Konzertsälen mehr als genug bekommt! Wenn mir schon die ideale Bergmusik des Dichters, „ce qu'on entend sur la montagne“, versagt blieb, so wollte ich doch wenigstens vor dem Repetitorium meines inneren Ohres Ruhe haben; und ich vergrub den Kopf immer tiefer in die Kissen.

Aber das half mir wenig. Schon nach etlichen Minuten begann mein Nebenau ernsthaft zu komponieren, und zwar, wie ich merkte, sehr durchdringend, nämlich mit Hilfe eines Klaviers. Das brauchte ich mir doch eigentlich nicht gefallen zu lassen. Ich erhob mich und klopfte an die Verbindungstür, um dem Herrn ein Warnungssignal zu erteilen.

Aber der verstand es anders. Er rief einfach „Herein!“ und spielte weiter. Ich öffnete und trat in Warabieffs Zimmer; er saß am Instrument in einer Wolke von Zigarettenrauch, drehte sich halb um und rief mir entgegen: „Das ist schön von Ihnen, daß Sie mich besuchen! Ich zünde gleich noch eine Kerze an, und nun wollen wir über Musik plaudern.“

„Im Gegenteil, Herr Warabieff, wir wollen schlafen, eben deswegen erlaubte ich mir, an die Tür zu klopfen.“

„So pocht das Schicksal an die Pforte!“ zitierte der Kunstwüterich; „Sie klopften in der Tat mit dem Rhythmus des ersten Themas aus Beethovens Fünfter. Mit Ihnen wird sich gut reden lassen; — nehmen Sie eine Zigarette? Trinken Sie ein Glas Tee mit mir?“

Ich wollte es abschlagen, allein seltsamerweise fügte es sich, daß ich wenige Sekunden später rauchte und Tee trank. Eine beklagenswerte Inkonsequenz, die ich nicht weiter beschönigen will. Aber ich hatte nun einmal die Gastfreundschaft

angenommen und konnte also nicht mehr so schroff, als ich mir vorgenommen hatte, meine Nachtruhe verteidigen.

„Woher haben Sie eigentlich das Klavier?“

„Es stand unten im *Fumoir*,“ erklärte der andere, „und da habe ich es heraufbringen lassen; es ist ziemlich verstimmt.“

„Verstimmt, weil es Ihre Absicht gemerkt hat,“ wollte ich einwerfen, ich unterdrückte indes diese Bemerkung und ersetzte sie durch eine Redensart, die ungefähr auf das Gegenteil hinauslief: „Die Hauptsache ist und bleibt die reine Stimmung des Komponisten!“

„Ja, die ist vorhanden,“ bekräftigte er, „umsomehr vorhanden, als ich jetzt im Begriff stehe, die letzten und höchsten Konsequenzen zu ziehen, deren der musikalische Ausdruck überhaupt fähig ist.“

„Da arbeiten Sie gewiß an einer Symphonie,“ sagte ich, indem ich mit stillem Schauer in seinen Ideenkreis eintrat.

„Etwas Symphonisches soll es freilich werden,“ erklärte Warabieff, „aber keine Symphonie in gewöhnlichem Sinne. Für solche zwecklosen Hirngespinnste bin ich nicht zu haben; ich hasse diese userlosen Gebilde, deren verschwommener Inhalt immer und ewig die sogenannte Menschheitstragödie darstellen soll mit dem faden Motto ‚Kampf, Leiden, Sieg und Verklärung‘. Von diesen Wechselbälgen in C-moll, die sich gewöhnlich im Anschluß an Beethovens Neunte für ‚Zehnte Symphonien‘ ausgeben, haben wir nachgerade genug. Es muß etwas scharf Begriffliches, Präzises, Gegenständliches sein.“

„Mit einem Wort: Programmmusik,“ ergänzte ich verständnisinnig.

„Allerdings; aber das Programm muß die engen Fesseln der vereinzelter Historie, der isolierten Empfindungsreihe durchbrechen, es muß das unendliche Programm werden, wie die Melodie unendlich geworden ist. Mein Orchesterwerk heißt ‚Die Titanen‘ und soll die erschöpfende Lösung eines

hundertmal stückweise begonnenen und zaghaft angegriffenen Tonproblems bringen. Meine symphonische Dichtung schildert nicht einen Zufallshero, sondern sämtliche Titanen von Prometheus und Herkules bis auf Faust."

"Hoffentlich ganz im allgemeinen," wagte ich zu bemerken.

"Nein, ganz im besonderen!" verbesserte der Komponist; und nun begann er, mir der Reihe nach sämtliche Themen vorzuspielen: das Herkules-, das Dejanira-, das Augias-, das Löwen-, das Geier-, das Lebermotiv bis herab zu den Themen, die Muerbachs Keller und den Königsfloh im Mephistoliede illustrieren sollten.

Ich fand die Themen, wenn auch nicht durchweg musikalisch wertvoll, so doch teilweise recht charakteristisch, konnte mich indes nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen, was er denn eigentlich mit diesem *embarras de richesse* anfangen wollte.

"Selbstverständlich müssen diese Themen musikalisch verarbeitet werden; ich verwebte sie, verflechte sie, stelle sie gegenüber und durcheinander, in allen erdenklichen Verbindungen, dem unendlichen Programm soll die unendliche Durchführung entsprechen."

"Aber ich bitte Sie, Herr Warabieff," rief ich entsetzt, "dabei muß ja der größte Unsinn herauskommen! Bedenken Sie doch, was Sie zu Tage fördern, wenn Sie so verschiedenartige Themen zusammenrühren! Die Logik wird sagen: Hier räumt Gretchen den Augiasstall aus, — hier verbrennt sich Fausts Famulus am prometheischen Feuer, — hier ist Mephisto Geierleber, — das geht doch unmöglich!"

"Sie kommen mir mit der Logik!" höhnte der andere, "als ob die Programmmusik nötig hätte, mit dieser zu paktieren! Ist es denn etwa logisch, daß in Saint-Saëns' 'Jeunesse d'Hercule' das Laster durch Flöten, Oboen und Klarinetten dargestellt wird? Sind Holzbläser lasterhafter als Streichinstrumente? Ist es logisch, daß ebendort Herkules schon in seiner 'Jugend' auf Feuerflammen zum Himmel

aufsteigt, ohne daß ihm die Komposition Gelegenheit geboten, auch nur eine einzige Heldentat zu verrichten? Ist es logisch, daß in Liszts Faustsymphonie Mephisto zum ersten Male erscheint, nachdem Faust mit Gretchen längst fertig geworden? Ist denn in dieser Literatur überhaupt irgend etwas folgerichtig und mit den dargestellten Tatsachen vereinbar? Wenn ich nun den Mut der Konsequenz habe und die inneren Widersprüche bis zur äußersten Grenze führe, welches Kunstgesetz will es mir verwehren? Keines, sage ich Ihnen. Ich bin vielmehr meines Erfolges sicher, wie jeder, der ein Prinzip bis auf die Spitze treibt. Denken Sie an die Prognose, die ich mir und der Kunstwelt hier oben in der Wolkenregion stelle: Ich bin der kommende Mann!"

"Sie können recht haben," sagte ich, während ich mit verhaltenem Gebet alles erdenkliche Fiasko auf sein Werk herabflehte; „viele Anzeichen weisen in der Tat darauf hin, daß die Musik sich diese äußerste Pforte wird aufmachen müssen, nachdem die übrigen teils zu oft benützt worden, teils gänzlich verriegelt sind. Aber für jetzt bitte ich Sie um Schonung; ich kann Ihren Ausführungen doch nicht mit genügender Aufmerksamkeit folgen, ich bin nämlich, aufrichtig gesagt, etwas müde."

Damit begab ich mich auf meine Lagerstatt zurück. Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß ich keine Ruhe finden sollte, denn nach kurzer Zeit hörte ich abermals Musik, diesmal in langgezogenen Horntönen. O dieser Russe! Er war offenbar bereits beim Instrumentieren und probierte die Fanfarenstellen seiner heroischen Tondichtung; wo mochte er bloß die Instrumente her haben?

Hier aber trat die Wirklichkeit in ihre Rechte, denn ein echtes Alphorn rief mit ganz realem Getute zum Sonnenaufgang. Unten traf ich bereits meinen Nachbar, der mir erzählte, daß er ohne Unterbrechung vorzüglich geschlafen habe. Ich vertraute ihm mein nächtliches Traumerlebnis; „da haben Sie aber ganz falsch geträumt," scherzte er, „denn erstens komponiere ich immer nur nach dem Dejeuner, und

zweitens besaße ich mich niemals mit symphonischen Dichtungen; ich habe gegenwärtig eine komische Oper unter der Feder."

Ich stieg zum höchsten Gipfel des Pilatus, dem Tomlis=horn, empor; der um die Bergkanten streichende Morgenwind verjagte die Erinnerung an alle programmusikalischen Mühseligkeiten, und in seinem Rauschen ging mir eine Ahnung auf von der ewigen Symphonie, die man nach der Verkündung des Dichters nur auf den Bergen zu hören bekommt.



Matthäi am Letzten



Präludium und Finale eines Weltuntergangs

Edith. Wir müssen in diesem Sommer wirklich einmal in die Dolomiten; Onkel Woldemar sagt immer, wer die Dolomiten nicht kennt . . .

Villi. Laß ihn sagen, was er will, ich stimme fürs Berner Oberland, da haben wir die Hochregion und die Bequemlichkeit zugleich, — man kann ja jetzt mit der Eisenbahn bis zum Eigergletscher fahren.

Paula. Und ich halte mich an Papas Wort, der uns

schon lange das Engadin versprochen hat; man muß sich ordentlich schämen, niemals in Pontresina gewesen zu sein.

Herr Rat. Kinder, in diesem Sommer wird wohl überhaupt nichts werden. Mir stecken die ungünstigen Wetterprognosen in allen Gliedern, zudem liegen geschäftliche Gründe vor, die mich diesmal an Berlin fesseln. Aber für den nächsten Sommer verspreche ich euch eine Alpenreise nach allen Dimensionen.

Paula. Ach, du versprichst immer von einem Jahr aufs andere, du siehst immer vor, und wir haben das Nachsehen.

Der Musiker. Überhaupt wird im nächsten Jahre wohl allgemein ein anderes Reisemotiv gelten als die Alpen; da werden wir uns jedenfalls sämtlich ein Rendezvous in Bayreuth geben.

Herr Rat. Dahin reisen wir selbstverständlich auch: im Juli nach Bayreuth, im August nach dem Engadin, im September nach den Dolomiten.

Der Dozent. Das sind ja weitausschauende Pläne! Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so möchte ich Sie ermahnen, Ihre Lustschlösser nicht zu tief in die Zukunft hineinzubauen. Gewinnen Sie lieber dem gegenwärtigen Sommer alles ab, was er irgend hergeben mag; diesmal heißt es vielleicht mit mehr Berechtigung als sonst: was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!

Frau Rat. Ach, seht nur die schöne Sternschnuppe, gerade wie eine Rakete! Ich habe mir auch gleich dabei etwas gewünscht.

Villi. Was denn, Mama?

Frau Rat. Eine Badereise nach Ostende.

Herr Rat. Verlaß dich darauf, mein Schatz, du sollst sie bekommen, nur nicht in diesem Jahre, aber ganz bestimmt im nächsten.

Der Dozent. Im Ernst, Herr Rat, Siebürden dem nächsten Jahre eine Last auf, die es vermutlich gar nicht tragen kann; sind Sie denn so sicher, den nächsten Sommer noch zu erleben?

Herr Rat. Na, sei'n Sie so gut! Ich mache doch wohl noch keinen altersschwachen Eindruck?

Der Dozent. Gewiß nicht. Aber der 13. November dieses Jahres dürfte zwischen Rüstigen und Hinfälligen wenig Unterschied machen. Wenn es wahr ist, was mehrere astronomische Schwarzeher behaupten, so müssen wir allesamt an diesem Datum unser Bündel schnüren, aber nicht zur Reise nach Paris und dem Engadin, sondern zur Abfahrt nach dem Jenseits.

Herr Rat. Ach, das sind Phantastereien, daran glaubt ja kein Mensch.

Edith. Weltuntergang — gibt's ja gar nicht!

Der Dozent. Nehmen Sie die Sache nicht so leicht! Die Anzeichen sehen bedrohlich genug aus — sehen Sie, da zog eben wieder so eine Sternschnuppe, die Sie, meine Damen, so gern als Glückbringerin begrüßen, obschon wir ihren Feuer-
schweif richtiger als ein Menetekel auffassen sollten. Diese versprengten Meteore sind frühzeitige Vorläufer des großen Schwarmes, durch den wir am 13. November hindurchmüssen, Avantgarde einer Armee, der unsere Erde vielleicht erliegen wird.

Edith. Sie wollen uns bloß Angst einjagen, Doktor, nicht wahr? Warum soll denn der Sternschnuppenfall gerade diesmal so besonders gefährlich sein?

Der Dozent. Weil wiederum ein Zyklus vollendet ist; vor dreiunddreißig Jahren gingen wir zum letzten Male durch den Tempelschen Kometen hindurch, Sie entsinnen sich vielleicht noch des prachtvollen Meteorfalls, gnädige Frau . . .

Frau Rat. Eine sehr ungalante Bemerkung, lieber Doktor. Man darf niemals annehmen, daß eine Dame, und wäre sie auch die Mutter erwachsener Töchter, sich der Dinge vor dreiunddreißig Jahren erinnert.

Der Journalist. Abgesehen davon scheint es sich bei dem Turnus von dreiunddreißig Jahren doch immer nur um ein kolossales Gratisfeuerwerk am Himmel zu handeln, das niemals einen Brandschaden stiftet.

Der Dozent. Das aber doch einmal zu einer Katastrophe führen kann. Ich versichere Ihnen, daß meine Kollegen von der Astronomie diesmal die Sache ziemlich ernst ansehen. Bisher fielen in einer solchen Nacht etwa hunderttausend leuchtende Projektile auf die Erde nieder; wie nun, wenn wir am 13. November ein Bombardement von einigen Billionen oder Trillionen auszuhalten hätten?

Der Musiker. Das wäre freilich sehr fatal, besonders für Zivilisten ohne Deckung.

Der Journalist. Aber die Gelehrten halten doch einen solchen Fall für ausgeschlossen. Ich besinne mich, in Mädler's Astronomie gelesen zu haben, daß wir von Kometen und Sternschnuppenfällen ein für allemal nichts zu befürchten hätten.

Der Dozent. Diese Ansicht ist durch die Gutachten moderner Himmelforscher längst überholt. Einer unserer kenntnisreichsten Astronomen, Hermann Joseph Klein, hat wiederholt gegen jene harmlose Auffassung polemisiert und einen Zusammenstoß der Erde mit dem Kerne eines Kometen — wie wir ihn demnächst zu erwarten haben — als äußerst bedrohlich für das Menschengeschlecht, ja für das gesamte organische Leben hingestellt. Und der berühmte Flammarion greift sogar mit fester Hand in die Zukunft, um den Zusammenstoß mit grauenhaftem Verismus zu schildern: Dunkle Nacht herrscht auf der Erde, der Komet naht in rasender Geschwindigkeit, er legt in der Stunde etwa 32000 Kilometer zurück. Eine schwüle, drückende, alles versengende Luft erfüllt den Weltenraum; der Atem bei Mensch und Tier wird schwerer, die Bewohner der Städte verkriechen sich in die Keller. Da wird der Komet am östlichen Horizont sichtbar und steigt mit entsetzlicher Schnelligkeit empor, einen blutroten, feurigen Schein verbreitend. Die Katastrophe bricht herein, ein furchtbarer Stoß ertönt — —

Villi. Hören Sie auf, Doktor, mir wird ganz schlecht!

Paula. Und Sie meinen wirklich . . . ?

Der Dozent. Ich meine, daß es menschenwürdiger ist,

einer Gefahr fest ins Auge zu sehen, als sich auf gut Glück zu verlassen. Vor allem aber bin ich dafür, endlich einmal die Gegenwart in ihr volles Recht zu setzen und sie nicht, wie sonst stets, durch die Aussicht auf eine höchst fragliche Zukunft zu betrügen. Noch niemals zuvor ist die Gegenwart so kostbar gewesen wie in diesem Sommer! Zum letzten Male vielleicht grünen für uns die Wälder, zum letzten Male lockt uns die Natursymphonie mit Zephyrwehen, Drosselschlag und Wogengeplätscher zum Lebensgenuß. Wehe dem, der das Signal nicht versteht und den Anschluß an das Finale der Weltfreude versäumt!

Herr Rat. Na, ich muß gestehen, das sind ja heitere Aussichten! Da täte man ja am besten, alle Geschäfte zu liquidieren und das ganze Vermögen bis zum November auszugeben.

Der Dozent. Das wäre unter Umständen das Weiseste, was Sie tun können, denn Ihre Konsole dürften nach Weltuntergang sehr niedrig notieren.

Herr Rat. Was aber nachher, wenn die Welt nicht untergeht? Dann kann ich mich nach Ihrem Rezept mit dem süßen Trost begnügen, die Häupter meiner Lieben zu zählen.

Der Dozent. Es bleibt Ihnen alsdann unbenommen, ein neues Geschäft anzufangen.

Edith. Glauben Sie denn wirklich, Doktor, daß die Kanonade Ihrer Meteore auch durch ein solid gebautes Haus hindurchschlagen könnte?

Der Dozent. Sie meinen, gnädiges Fräulein, daß Sie sich vor der Weltkatastrophe schützen können, wenn Sie sich am 13. November in Ihr Boudoir zurückziehen? Von der Wirksamkeit dieser Maßregel kann ich Ihnen nicht viel versprechen; die schönen Pompejanerinnen sind im Jahre 79 auch zumeist in ihren guten Stuben zu Grunde gegangen.

Villi. Dann weiß ich, was ich tue: ich reise am 12. November nach dem Harz und verbringe den dreizehnten in einer Tropfsteinhöhle; im Inneren der Berge wird man wohl noch sicher sein.

Der Dozent. Schon möglich; aber was wäre damit gewonnen? Ich für meine Person würde offen gestanden auf den Vorzug verzichten, als einziger Überlebender den Untergang aller zu beklagen.

Der Musiker. Ganz meine Empfindung; und deshalb mache ich einen anderen Vorschlag: Unser Freundeskreis versammelt sich am 13. November Abends wieder auf diesem Balkon, um wie Wotan und Genossen in der Götterdämmerung gemeinsam das Ende zu erwarten. Es erhebt sich kein Widerspruch, die Verabredung gilt also.

Villi. Was zieht man denn am besten dazu an?

Der Journalist. Unbedingt ein leichtes Sommerkleid, trotz des herbstlichen Datums, denn Kometenluft ist heiß und schwül, sagt Flammarien. Übrigens werden ja bis dahin die Pariser Konfektionäre gewiß eine bezaubernde Katastrophenrobe erfunden haben.

Villi. Nein, nicht aus Paris, lieber aus Wien, die Sachen halten länger.

* * *

(Am 13. November, auf dem nämlichen Balkon.)

Herr Rat. Jetzt ist es halb zehn Uhr, wann soll die Sache eigentlich losgehn?

Der Dozent. Ich denke, in wenigen Minuten. Wir haben insofern Glück, als der Himmel ziemlich klar ist. Das sensationelle Schauspiel des Weltunterganges wird sich somit in allen Stadien gut beobachten lassen. Sie scheinen wirklich etwas unruhig und aufgeregt, Herr Rat.

Herr Rat. Das hat auch seine Gründe; ich will nämlich mit dem Nordexpress um 10 Uhr 47 Minuten nach Brüssel, wo ich morgen eine Generalversammlung habe, und mein Koffer ist noch nicht einmal gepackt.

Der Journalist. Ich habe es gleichfalls etwas eilig, ich muß noch in die Redaktion, um einen Artikel von wenigstens zweihundert Zeilen über den heutigen Weltuntergang

zu schreiben; darüber will doch der Leser morgen früh beim Kaffee in aller Ausführlichkeit unterrichtet werden.

Der Musiker. Daß ich überhaupt unsere Verabredung einhalten konnte, ist eigentlich der reine Zufall. Heute sollte nämlich mein aktuelles Oratorium „Der Menschheit Ende“ in der Philharmonie aufgeführt werden; ich konnte aber den Saal nicht bekommen, weil er für das Stiftungsfest des Vereins Fidelitas vergeben ist; da tanzen nämlich die Leute bis zum lichten Morgen.

Paula. Übrigens fallen jetzt wirklich ziemlich viel Sternschnuppen; der Abend erinnert mich lebhaft an unsere Augustzeit in Pontresina, wo wir einmal an einem Abend vierzig Stück am Himmel zählten, weißt du noch, Vili?

Vili. Ich weiß namentlich, daß wir die ganze schöne Reise keinem Anderen verdanken als unserem Doktor, der Papa fortwährend zuredete, diesen unwiderruflich letzten Sommer nach Kräften auszunutzen.

Herr Rat. Es ist eben das Los der Väter, immer nachgeben zu müssen.

Paula. Gut, daß du das selbst sagst; da könnten wir dich gleich wieder beim Wort nehmen, und zwar mit der Hauptsache.

Herr Rat. Na, ich denke, die Hauptsache war die Reise?

Paula. Nein, die war nur die Vorbedingung. Die Hauptsache ist, daß ich und der Doktor uns in Pontresina heimlich verlobt haben; Mama weiß es schon lange.

Herr Rat. Und mir wird das erst heute gesagt —!

Der Dozent. Wir wollten den angesagten Tag des Weltunterganges abwarten, um Ihrer Einwilligung desto sicherer zu sein. Sie werden zugeben, daß es keinen Sinn hätte, uns unmittelbar vor der Vernichtung alles Lebenden eine Bitte abzuschlagen.

Herr Rat. Hat man so etwas erlebt! Die Welt geht unter!

Der Dozent. Vielleicht noch nicht, und jedenfalls nicht

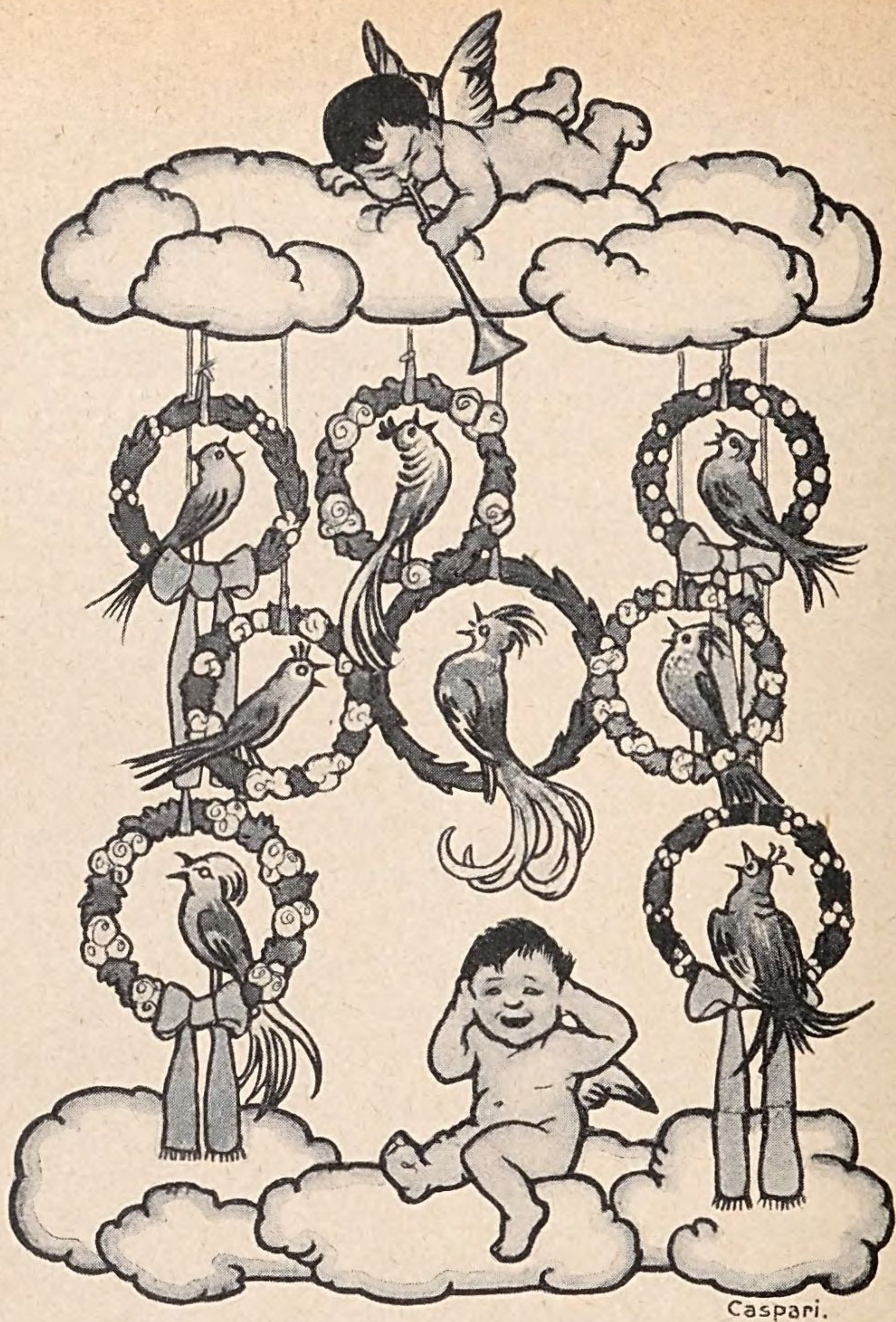
für uns, falls wir, wie ich annehme, Ihre Zustimmung haben.

Herr Rat. Und Ihre Feuerkugeln, Sie Pessimist, und Ihre Billionen von Projektilen, die heute abend die Erde verwüsten sollen?

Der Dozent. Sind eine wissenschaftliche Annahme, die nicht hindert, daß wir unsere Hochzeitsreise ganz bestimmt nach Paris machen werden.

Der Musiker. Da komme ich auch hin, zur internationalen Musikkonfurrenz; ich lege einfach meinem Oratorium vom Menschheitsende einen anderen Text unter und lasse es dort unter dem Titel „So leben wir!“ aufführen.





die Unvergleichlichkeit

Im Elysium, Abteilung für Gesangskünstler und -künstlerinnen, waren soeben die neuesten Zeitungen angekommen und wurden wie stets lebhaft besprochen. Die Musikreferate der Neuzeit zumal dienten als Ausgangspunkt für beträchtliche Erörterungen.

„Was mir am meisten auffällt,“ sagte die vormalig hochberühmte Opernsängerin Carvalho, „sind die Epitheta „unvergleichlich“ und „unerhört“, die in den Rezensionen von heute beständig wiederkehren. Sobald eine Leistung aus der platten Alltäglichkeit herauspringt, ist sie „unvergleichlich“, und wenn sich das Publikum um einige Grade über die durchschnittliche Abendtemperatur erhitzt, wird ein „unerhörter Erfolg“ verzeichnet. Ich möchte nur wissen, wie es die Berichterstatter von heute anstellen, um jede Vergleichsmöglichkeit auszuschließen und die Stimme der Kunstgeschichte, die doch von ganz anderen Erfolgen zu erzählen weiß, zum Schweigen zu bringen.“

Henriette Sontag: Ich glaube, der ganze Erfolgsmaßstab ist ein anderer geworden. Jene Begeisterungsglut, die ehemals vor den großen Künstlerinnen wie ein Steppenbrand einherflog, um alle anders gearteten Interessen zu Asche zu verbrennen, kann heutzutage weder entfacht werden, noch Nahrung finden. Wir waren die Unvergleichlichen, wir! Nicht einmal der Komponist, dessen Werke wir interpretierten, wurde mit uns verglichen. Ich entsinne mich, daß für Beethoven die öffentliche Mildthätigkeit aufgerufen wurde, zur nämlichen Zeit, als man mich mit Schätzen bewarf. Heutzutage kann eine Sängerin schon froh sein, wenn sie außerhalb der Rezensionsspalte überhaupt nur genannt wird. Neben den großen Politikern, Volksrednern, Erfindern und Vertretern der bildenden Künste kommt sie gar nicht auf.

Wilhelmine Schröder-Devrient: Gewiß, es gibt keinen Primadonnenkultus mehr; aus allen zuverlässigen Berichten kann man entnehmen, daß diese Religion völlig erloschen ist. Von dem ganzen Ritus ist nichts übrig geblieben als die flüchtigen Rezensionsausdrücke „unerhört“ und „unvergleichlich“, die wie vererbte Gebetsfloskeln immer noch heruntergeschmurt werden, ohne daß sich irgend jemand etwas Besonderes dabei denkt.

Giulia Grisi-Mario: Es gibt überhaupt keine Primadonnen mehr. Es wird eine an dem oder jenem Hoftheater

für erstes Fach engagiert und bekommt im besten Falle ein Gehalt wie ein gewöhnlicher Minister, das ist alles! Sie avanciert mit der Zeit zum sogenannten Liebling des Publikums, wird von den Lokalblättern zur Nachtigall ernannt, erscheint porträtiert in einigen Illustrationszeitungen und erhält schließlich das Verdienstkreuz für Kunst oder eine Brosche mit des Regenten Namenszug in Diamanten, die zusammen anderthalb Karat wiegen. Singt sie in einem Konzert, so erregt es Aufsehen, wenn der Saal bei ordinären Preisen gut besucht ist; drei oder vier Hervorrufe genügen, um der Sängerin sechs oder sieben Wiederholungen und Zugaben „abzunötigen“, und wenn dann noch einige Damen im Parkett ihre Taschentücher schwenken, so ist der „unerhörte“ Erfolg fertig. Und das tituliert sich Primadonna! Zu meiner Zeit würde man sie „Utilités“ genannt haben.

Die Faustina: Ich las da jüngst von einer sächsischen Stimmkünstlerin; die junge Dame soll tatsächlich über sehr hübsche Staccati und Triller verfügen, und das Dresdener Publikum schwärmt für sie, wie es einstmal für mich geschwärmt hat, natürlich mit dem durch die Zeit gegebenen Gradunterschied. Nun fordert die Sängerin als Bedingung ihres ferneren Bleibens in Dresden für ihren Verlobten eine Anstellung in einem dortigen Ministerium, und ein Teil der nämlichen Presse, die ihr so oft ihre Unvergleichlichkeit bescheinigt hat, ergeht sich nun in Glossen über diese „unerhörte“ Forderung. Damit ist also erwiesen, daß diese soi-disant-Primadonnen der Gegenwart völlig abgewirtschaftet und jeden Kredit wie Einfluß verloren haben. Ich glaube wohl, nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß ich in ähnlicher Lage meinen Verlobten vom einfachen Assessor zum Kabinettschef befördert hätte, und daß dieser Zug meiner Herzensgüte von der Presse meiner Zeit in begeisterten Sonetten gepriesen worden wäre.

Henriette Sontag: Liebe Kolleginnen, wir brauchen ja nicht erst willkürliche Fälle mit „hätte“ und „würde“ zu konstruieren; halten wir uns doch an die Tatsachen, die da-

durch, daß sie von den Heutlebenden vergessen sind oder ignoriert werden, nichts von ihrer Wirklichkeit eingebüßt haben. Ohne ruhmredig zu sein, darf ich wohl daran erinnern, daß mir einmal, vor ungefähr fünfundsiebzig Jahren, als ich in Göttingen mit der Extrapost angefahren kam . . .

Die Catalani: . . . die Pferde ausgespannt wurden; das ist mir, wer weiß wie oft, passiert, ohne daß ich davon Notiz genommen hätte. Liebe Henriette, Sie werden alt, wie können Sie auf derartige Kleinigkeiten solchen Wert legen!

Henriette Sontag: Es handelt sich auch gar nicht ums Pferdeausspannen: der ganze Wagen wurde, nachdem ich ausgestiegen, von der Bevölkerung in den Fluß geworfen, mit der Begründung, daß kein Sterblicher mehr würdig sei, ein Gefährt zu benützen, das mich getragen habe. Sehen Sie, liebe Angelika, das nenne ich Enthusiasmus.

Die Catalani: Das ist noch gar nichts; meinetwegen mußte sogar die Landesbehörde einschreiten, weil die Begeisterung der Hörerschaft bei den Feiertagsmessen, in denen ich sang, einen geradezu revolutionären Charakter annahm. Das waren eben nicht die gelinden Erschütterungen der Volksseele, wie sie durch ein paar gelungene Fiorituren erzeugt werden können, sondern explosive Vorgänge, welche die Ruhe des Landes bedrohten. Um aber die Hauptsache hervorzuheben, so besitze ich eine ganze Bibliothek voller Kritiken erster Autoren, die den Reiz meiner Stimme und meine Koloraturfertigkeit als schlechterdings beisspiellos und unvergleichlich bezeichnen.

Henriette Sontag: In diese Bibliothek werde ich Ihnen einige kleine Albumblätter stiften, nämlich meine Pariser Rezensionen aus dem Jahre 1826, die meinen Vortrag der Rodeschen Violinvariationen behandeln . . .

Die Catalani: O, die habe ich auch gesungen, ich war sogar die erste, die das Unerhörte wagte, Schwierigkeiten vokal zu bewältigen, die eigentlich für die höchste Bravour eines Geigers berechnet sind.

Henriette Sontag: Ganz recht, und der Refrain jener

Rezensionen lautet eben, daß die unvergleichliche Catalani mit der ihr in jeder Hinsicht überlegenen Sontag absolut nicht verglichen werden kann.

Der alte Fétis: Keine Rangstreitigkeiten, meine Damen! Man weiß es zur Genüge, und wer es nicht weiß, kann es in meiner „Biographie universelle“ nachlesen, daß Sie beide einzig in Ihrer Art waren, und daß Huldigungen, wie sie Ihnen dargebracht wurden, heute nicht mehr erlebt werden. Ich finde es sogar sehr bescheiden von Ihnen, daß Sie so einfach von „Rezensionen“ reden; Ihnen hat man Dithyramben geschrieben, die häufig genug damit begannen, daß der Autor sich als soeben vor Entzücken verrückt geworden vorstellte. Rezensionen im eigentlichen Sinne sind Produkte einer späteren Zeit. Heutzutage trinkt der Kritiker nach der Vorstellung oder dem Konzert erst gemütlich ein paar Gläser Bier, dann stilisiert er, wenn ihm die Sache gefallen hat, einen lobenden Artikel, dessen wohldurchdachte Anlage dem Leser von der ungestörten inneren Harmonie des Schreibers erfreuliche Kunde gibt. Ich entsinne mich noch sehr wohl der Zeit, da unsere Berichterstatter nach dem Kunstereignis mit kaltem Wasser abgegossen werden mußten, bevor sie im Stande waren, den ersten Satz zu Papier zu bringen.

Giuditta Pasta: Das ist mir von meinen Kritikern oft genug erzählt worden; ich war aber auch nach übereinstimmenden Zeugnissen aller Zeitgenossen unvergleichlich.

Die Malibran: Und als ich in der italienischen Oper zu Paris mit Rossinischen Rollen debütierte, hieß es allgemein, die unvergleichliche Pasta könne sich neben mir gar nicht hören lassen; eben darin bestand ja das Unerhörte meines Erfolges.

Jenny Lind: Da hatte ich mir nun immer eingebildet, die Prädikate beispiellos und unvergleichlich wären eigens für meine Person geprägt worden. Wenigstens ist mir die Zensur „Noch nie dagewesen“ von einem Komponisten wie Felix Mendelssohn und einem Kritiker wie Hanslick ausgestellt worden; ja Hanslick hat sogar zwei Jahrhunderte für mich

in die Schranken gefordert, indem er erklärte, eine Kunst-erscheinung wie ich wäre seit einem Säculum nicht dagesewen und würde in einem weiteren Säculum nicht wiederkehren.

Die Malibran: Und dieses Zeugnis wird dadurch bekräftigt, daß der nämliche Fürst im Reiche der Kritik zehn Jahre später die Carlotta Patti als eine „Erscheinung ohnegleichen“ feierte, was ihn nicht verhinderte, Désirée Artôt noch beispelloser als Carlotta, und Adolina Patti noch unvergleichlicher als alle anderen zu finden.

Rubini: Ich lasse den Damen gern den Vortritt, denn auch in Fragen der Rivalität ziemt uns Galanterie, innerhalb der durch die Selbstachtung gebotenen Grenzen. Aber schließlich muß es doch einmal gesagt werden, daß die wahre und alleinige Unerhörtheit des Triumphes das Monopol der Ritter vom hohen C gewesen ist. Ich habe die angeblich gefeierten Kollegen der neuesten Zeit im Verdacht, daß sie allesamt das hohe C um eine Oktave zu tief singen, anders wäre es ja gar nicht zu erklären, daß sie sich mit solchen papiernen Erfolgen begnügen müssen, ohne es zu etwas Rechtem zu bringen. Was mich betrifft, so habe ich mir von den Erträgnissen meiner hohen Töne ein Herzogtum gekauft. Und, wohlverstanden, mir streute das Publikum Reichthümer auf den Weg, mich versetzte es unter die Götter, ohne daß ich eigentlich jemals eine Rolle oder auch nur eine Arie wirklich gesungen hätte: zu mir kam man ins Theater, um meinen weltbewegenden Triller mit dem Sprung aufs B zu hören; um dieses beseligenden Momentes willen ertrug man es, daß ich vorher zwei Stunden lang mit halber und Viertelstimme sang oder vielmehr nur andeutete, darin lag das Unerhörte, denn man hörte mich in der Hauptsache wirklich nicht, und baute mir trotzdem Altäre.

Carlo Broschi: Derartige Erfolge mochten Ihnen und den Epigonen Ihresgleichen genügen; jeder sucht zu erreichen, was in seinem Felde liegt, und so hatten Sie alle Ursache, sich mit dem Menschenmöglichen zufrieden zu geben, wogegen

ich nach dem Übernatürlichen strebte, nach den Wundern eines Arion, Orpheus und Amphion: ich habe Philipp V., König von Spanien, durch die transzendenten Rundgebungen meiner Wunderkehle vom Tiefsinn geheilt und wieder regierungsfähig gemacht, Scribe und Huber haben mir dafür in Dichtung und Komposition die Unsterblichkeit verliehen. Ich begreife nur nicht, wie die Lobhudler späterer Sänger, eines Roger, Dubrez und Tamberlick, das so völlig vergessen konnten!

Der alte Jétis: Was folgt aber aus alledem? Daß in der Kunst wie im Leben nur der Gegenwärtige recht hat, daß für jede Zeit und für jede Gelegenheit ein anderer Maßstab des Erfolges vorhanden ist. Für die neueste Neuzeit wird dieser Maßstab bestimmt durch das Verbot des Hervorrufes, durch das Verbot des Tacaposingens, durch die von Richard Wagner aufgestellte Forderung, der Künstler solle sich durchaus und unbedingt in den Rahmen des Kunstwerks eingeschlossen fühlen; er wird bestimmt durch die Verkümmern der emotionellen Fähigkeiten und durch den Generalbefehl der modernen Ästhetik: „Laß dich nicht verblüffen!“ Die elektrische Spannung innerhalb einer Hörerschaft entlädt sich nicht mehr in Blitzschlägen, sondern wird durch beschauliche Überlegungen neutralisiert, die Eindrücke werden „verinnerlicht“. Kränze, wie wir sie als vollgültig anerkennen, wurden den Stimmkünstlern tatsächlich nur von der Vorwelt geflochten. Und wenn noch heute die Worte „beispiellos“, „unvergleichlich“ wiederkehren, so wissen wir, was wir davon zu halten haben. Es sind Resonanztöne aus verschwundener Zeit, fossile Sprachreste, erstarrte Superlative, deren Geltung darauf beruht, daß die Saison mit dem Jahrhundert und der Feuilletonstrich mit dem Horizont der Kunst verwechselt wird.



Fräulein Hamlet o



Die Neuropathologen wissen von einem Zustande der Willensunfreiheit zu berichten, der das Individuum veranlaßt, völlig grund- und zwecklose Reisen zu unternehmen. Man findet sich plötzlich an einem fremden Orte, weit von der Heimat, als einen Zufallspassagier, der in keiner Weise

anzugeben vermag, wie und warum er eigentlich dorthin gelangt sei. So fand auch ich mich kürzlich zu meinem Erstaunen auf dem Bahnhof in Kopenhagen, ohne daß ich mich im Ernst über das Reisemotiv zu äußern vermocht hätte. Die Tatsache war umso auffallender, als ich bei meinen sonstigen Nordlandsreisen niemals nördlicher als bis zum Berliner Wedding vorgedrungen war.

Immerhin halte ich es für möglich, daß mich die Witterungsberichte beeinflusst hatten: die Anomalie des Jahres, so hieß es, äußert sich vornehmlich in einer Temperaturvolte zwischen Nord und Süd; je weiter nach Süden, desto kälter, je weiter nach Norden, desto wärmer. Die aus Sizilien heimkehrenden journalistischen Kollegen bestätigten diese Wahrnehmung, und ein mir bekannter Salonafrikaforscher fügte hinzu, daß man sich in diesem Jahre ohne einen guten Tropenpelz gar nicht in die heiße Zone getrauen dürfe. Da lag denn die Vermutung nahe, daß man nur in skandinavische Gegenden zu reisen brauchte, um endlich einmal echtes warmes Frühlingswetter zu erhaschen.

Allein alte und neue meteorologische Gesetze gelten immer nur so lange, bis man sie auf die Probe stellt. Man erlasse mir die Schilderung der klimatischen Zustände, in die mich meine mit so großem Leichtsinne unternommene Expedition via Warnemünde-Gjedser hineinwirbelte. Ich verfüge nicht über die Feder eines Ranssen oder Nordenskjöld und bin in der Darstellung eisiger Schrecken völlig ungeübt. In Ermangelung dieser Eigenschaft berufe ich mich einfach auf die ältesten Dänen, die sich zweifellos eines ähnlich strengen Lenzes nicht entsinnen können. Wahrscheinlich war über dem nahen Rattogat irgend so ein Ungeheuer von Maximum oder Minimum damit beschäftigt, auffrischende Winde, Heulen und Zähneklappen hervorzurufen.

Zur Bervollständigung dieser Misere fügte sich noch ein anderer Übelstand: ich hatte keine Ahnung vom Dänischen und merkte dies leider erst, als ich mit den ersten Brocken in der Landessprache herausrücken sollte. Wer sich auf die

allgemeine Verwandtschaft der nordgermanischen Sprachen verläßt und wie ich wähnt, man brauche dem Deutschen nur einige harte Akzente aufzusetzen, um es dem Nordländer verständlich zu machen, erlebt beim ersten Schritt in die Kopenhagener Praxis die bittersten Enttäuschungen. So hatte ich mir steif und fest eingeredet, ein Zimmer müßte auf Dänisch „een Timmer“ heißen. Ich ging also in den ersten besten Gasthof und verlangte een Timmer. Ich traf es insofern noch verhältnismäßig glücklich, als der Wirt, ein Menschenkenner seltener Art und obendrein ein Schleswiger, meine Absicht sofort erriet und mir auch wirklich ein Zimmer einräumte; er belehrte mich indes dabei, daß ich, um im Rahmen nationaler Verständlichkeit zu bleiben, eigentlich „et Værelse“ hätte verlangen müssen. Darauf wäre ich nun aus eigenem sprachlichen Instinkt in meinem ganzen Leben nicht gekommen! Seitdem ich aber weiß, daß Zimmer auf Dänisch Værelse heißt, stehe ich der angeblichen Verwandtschaft der nordgermanischen Sprachen höchst skeptisch gegenüber.

Nichtsdestoweniger erlag ich in der nächsten Minute der Versuchung, mich auch dem urdänischen Stubenmädchen auf Deutsch verständlich zu machen. Ich wollte ihm begreiflich machen, daß ich, von Kältegefühlen durchschauert, baldige Gegenmaßregeln erwarte, und fand hierfür die prägnante Formel: „ikke kolt!“ Hiermit glaubte ich mich so sachlich wie möglich ausgedrückt zu haben, denn „ikke“ mußte ja selbstverständlich die korrekte Übersetzung von „ich“ sein. Aber die dänische Sprache tat mir diesen Gefallen nicht. Als ich nach zwei Stunden von einem Spaziergang über zahlreiche „Gaden“, „Stræden“ und „Holms“ halb erfroren ins Hotel zurückkehrte, fand ich zwar nicht den Ofen geheizt, dafür aber die Fenster sperrangelweit aufgerissen; diese Katastrophe dankte ich dem „ikke“, das im Dänischen den Inbegriff aller Verneinung darstellt, kurzum nichts anderes bedeutet als „nicht“. Die Zimmerfee hatte von ihrem Standpunkt aus ganz richtig verstanden, daß ich es „nicht kalt“ fände, also

vermutlich für weiteres Einströmen auffrischender Winde sehr empfänglich sein würde.

Die Sehenswürdigkeiten von Kopenhagen waren schnell erledigt. Gern hätte ich länger in dem vortrefflich geheizten Thorwaldsenmuseum geweilt, allein der „Zug nach dem Norden“ hatte einmal suggestive Kraft über mich gewonnen, und so strebte ich weiter hinaus, der Stätte entgegen, die durch Shakespeares „Hamlet“ für alle Zeiten geweiht ist. Mit dem Beweis, daß zwischen Hamlet, dem Fabelprinzen, und der Gegenständlichkeit der Schloßfeste von Helsingör ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten klappt, lassen wir uns das Gefühl, historischen Boden unter den Füßen zu haben, nicht wegstreiten. Für uns gibt es keinen dänischen Chronisten Saxo Grammaticus, noch die *histoires tragiques* des Belleforest, aus denen Shakespeare die Anregung zu seinem Drama geschöpft hat, sondern nur des großen William positive Ortsangabe: „die Szene ist in Helsingör“. Und wenn wir auf dem mit Kanonen gespiekten Vorsprung der heutigen „Flaggenbatterie“ stehen, so wirkt die in allen Reiseführern mit einem Sternchen geschmückte Aussicht über den Sund nach Schweden hinüber nicht so stark auf unser Inneres als die Erinnerung: hier, auf diesem Fleck Erde, hat Hamlet mit dem Geiste seines Vaters Zwiesprache gehalten, — und wir fangen an zu zitieren, was uns gerade aus der großen Szene im Gedächtnis haftet.

Außerdem wundert man sich natürlich als Preuße darüber, daß man auf einen so berühmten Punkt, der noch dazu den prominenten Teil einer Festung bedeutet, ohne alle Förmlichkeiten gelangt. Man holt keine Erlaubnis vom Festungskommando, man gibt keine Stöcke und Schirme ab, man begegnet keinen Warnungstafeln, auf denen dies und das bei Strafe verboten ist, — man steigt einfach hinan und ist da. Wie einen guten Regiekniff empfand ich es, daß gerade im Moment, da ich die Terrasse betrat, der Posten, und noch dazu ein erheblich frierender, abgelöst wurde; der Soldat hieß zwar gewiß nicht Franzisko, sondern wahrscheinlich Sörensen

oder ähnlich, aber Franziskos Worte aus der ersten Hamletszene „Dank für die Ablösung; 's ist bitter kalt, und mir ist schlimm zu Mut“ hätten auch für ihn recht gut gepaßt.

Man mochte es mir wohl anmerken, daß ich dem Vorgange eine mehr als touristische Teilnahme schenkte, denn plötzlich redete mich jemand auf gut Deutsch an: „Sie machen hier gewiß auch Vokalstudien?“

„Vokalstudien — wozu?“ entgegnete ich, indem ich den Fremdling überrascht musterte.

„Nun, zum dreihundertjährigen Jubiläum des Hamlet.“

„Was Sie sagen! Ist das jetzt dreihundert Jahre her?“

„Auf die Stunde. Sie können es mir glauben, denn ich bin Spezialforscher; Doktor Alarmacher, mein Name. Aus den englischen Theaterarchiven in Verbindung mit den Monographien von Gabriel Harvey, Lodge, Dekker und anderen bin ich in der Lage, den Nachweis zu führen, daß Shakespeare den ersten Federstrich zum „Hamlet“ tatsächlich im Frühjahr vor drei Jahrhunderten getan hat.“

„Da hätte ich mir ja, ohne es zu wollen und zu wissen, ein hochinteressantes Datum für meinen Besuch ausgesucht!“ sagte ich in freudiger Erregung.

„Allerdings!“ bekräftigte der Forscher; „und nun denken Sie an Freiligrats Ausruf: Hamlet ist Deutschland! Denken Sie daran, daß Gervinus den schwermütigen Dänenprinzen, der vor lauter Denken und Grübeln nicht zum Handeln kommt, kurzweg als den deutschen Michel, wie er leibt und lebt, definiert hat, — da haben Sie das klassische Dreihundertjahrjubiläum der deutschen Persönlichkeit! Welche Sturmflut von Gedenkartikeln würde sich über unsere Zeitungen ergießen, wenn unsere Publizisten davon eine Ahnung hätten!“

„Das läßt sich denken,“ erwiderte ich; „und bei dieser Gelegenheit würde dann gewiß wieder lustig darauflos kommentiert, erklärt und gedeutelt werden. Ein wahres Fest für den Shakespearesport! Ich sehe sie förmlich vor mir, diese Deutomanen, wie sie sich mit neuen blendenden Sophismen auf das alte Rätsel des Dänenprinzen stürzen.“

„Um allesamt wieder vorbeizuraten,“ ergänzte Doktor Alar-macher; „denn eigentlich ist es ja gar kein Prinz, sondern eine Prinzessin.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ganz wörtlich,“ erwiderte der Forscher; „Sie bilden sich ein, hier auf dem Boden des Herrn Hamlet zu stehen, das ist indes ein Irrtum: Sie befinden sich im Revier von Fräulein Hamlet.“

„Wie kommen Sie nur darauf?“

Durch meine Studien, die ich in England begonnen habe und hier in Helsingör vervollständige. Wer den Genius loci zu befragen versteht, erfährt gar mancherlei. Bergegenwärtigen Sie sich nur, daß der hier umgehende Geist des Vaters bei aller Redseligkeit geßfientlich den Ausdruck „Sohn“ vermeidet. Halten Sie es wohl für möglich, daß Shakespeare diese so wichtige, so selbstverständliche Anrede mit Sorgfalt unterdrückt hätte, wenn Hamlet wirklich der Sohn und nicht vielmehr die Tochter gewesen wäre?“

„Das ist kein Beweis.“

„Es gibt stärkere. Hamlets ganzes Wesen, sein Denken und Fühlen ist weiblich, geradezu hysterisch=weibisch. Verzärtelt wie ein Frauenzimmer, hegt er beim ersten Schritt auf diese Terrasse nur den einen Gedanken „die Luft geht scharf, es ist entßezlich kalt!“

„Das ist wieder kein Beweis; ich finde es hier auch entßezlich kalt, und dennoch bin ich ein Mann, nehmt alles nur in allem.“

„Der Vergleich paßt nicht, Sie erwarten ja hier keinen Geist.“

„Sie nehmen mir das Wort vom Munde weg, Herr Doktor!“

„Betrachten Sie ferner die körperliche Erscheinung Hamlets, er wird im Drama als klein und schwächlich geschildert, und die Königin spielt mit der Bemerkung „er ist fett“ auf seine vollen Formen an. Sind das Kennzeichen eines melancholischen Prinzen? Gewiß nicht; dagegen passiert es vor-trefflich als Signalement für eine verkleidete Dame. Als

entscheidend betrachte ich aber die Beziehung zu Horatio. Shakespeares Kunst würde wohl zur Ausmalung einer Universitätsfreundschaft andere und naturwahrere Farben gefunden haben; wie er dies Verhältniß schildert, stellt es sich als Liebe, als unverfälschte Geschlechtsliebe dar, die dem Horatio nicht von einem Kameraden, sondern eben nur von Fräulein Hamlet entgegengebracht werden konnte."

"Erlauben Sie 'mal," warf ich ein, "sind diese Entdeckungen alle von Ihnen?"

"Die Frage," so belehrte der andere, "ist in diesem Sinne bereits von einigen meiner Vorläufer angeschnitten worden, namentlich von dem englischen Zeichendeuter Bining; aber der Brite hat doch nicht die richtige Auslegercourage gehabt und ist auf halbem Wege stehen geblieben, man fand mithin auch nur die halbe Lösung des Hamleträtsels."

"Und wie lautet die ganze?" fragte ich, respektvoll vor der überlegenen Weisheit des Spezialisten erschauernd.

"In dieser Hinsicht verweise ich Sie auf meine demnächst erscheinende Jubiläumsschrift, in der Sie ein blendendes Licht über alle noch obwaltenden Unklarheiten ausgegossen finden werden. Um nur eines herauszugreifen, so entwirren sich fast alle scheinbaren Unlöslichkeiten des Dramas in der überraschendsten Weise, wenn man einfach annimmt, daß Ophelia ein verkleideter Herr und Polonius dessen Tante gewesen ist."

"Also Ophelius und Polonia — keine Tragödie, sondern ein Maskenschwank; und auf diese Enthüllung hat die Welt drei Jahrhunderte warten müssen!"

Der Mann hatte übrigens ganz recht, als er von den Offenbarungen des Genius loci sprach; denn in diesem Augenblick erschien über Helsingör eine Wolke von wechselnden Umriffen, in der ich getreu nach Akt III des Dramas nach Belieben die Gestalt eines Kamels, eines Wiefels oder eines Walfisches zu erkennen vermochte. Wäre ich länger dort geblieben, so hätte ich gewiß noch größere Fortschritte in der Technik des Hineingeheimnisses und Herausdeutens gemacht. Auf alle Fälle empfehle ich den Kommentatoren, die zum

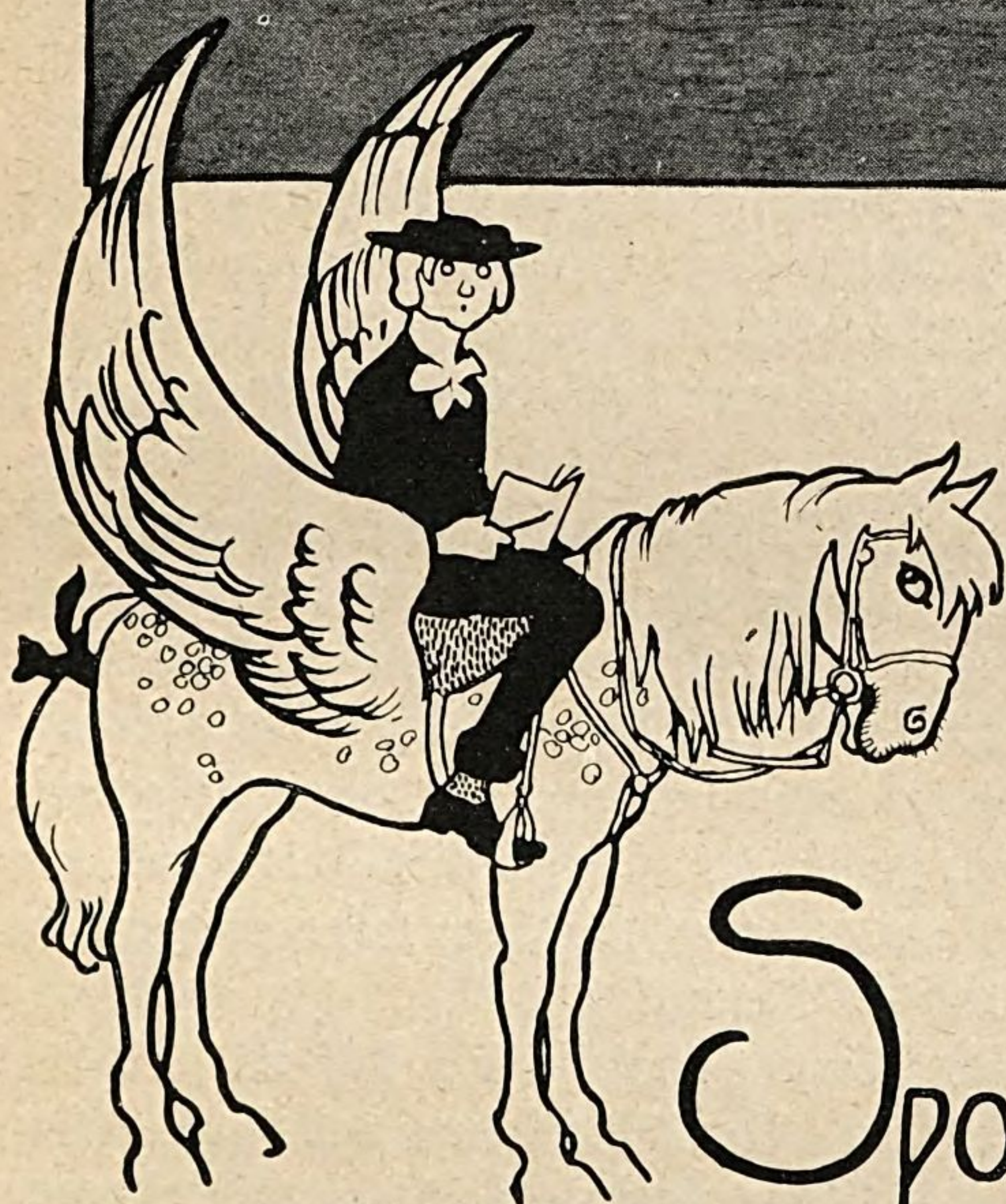
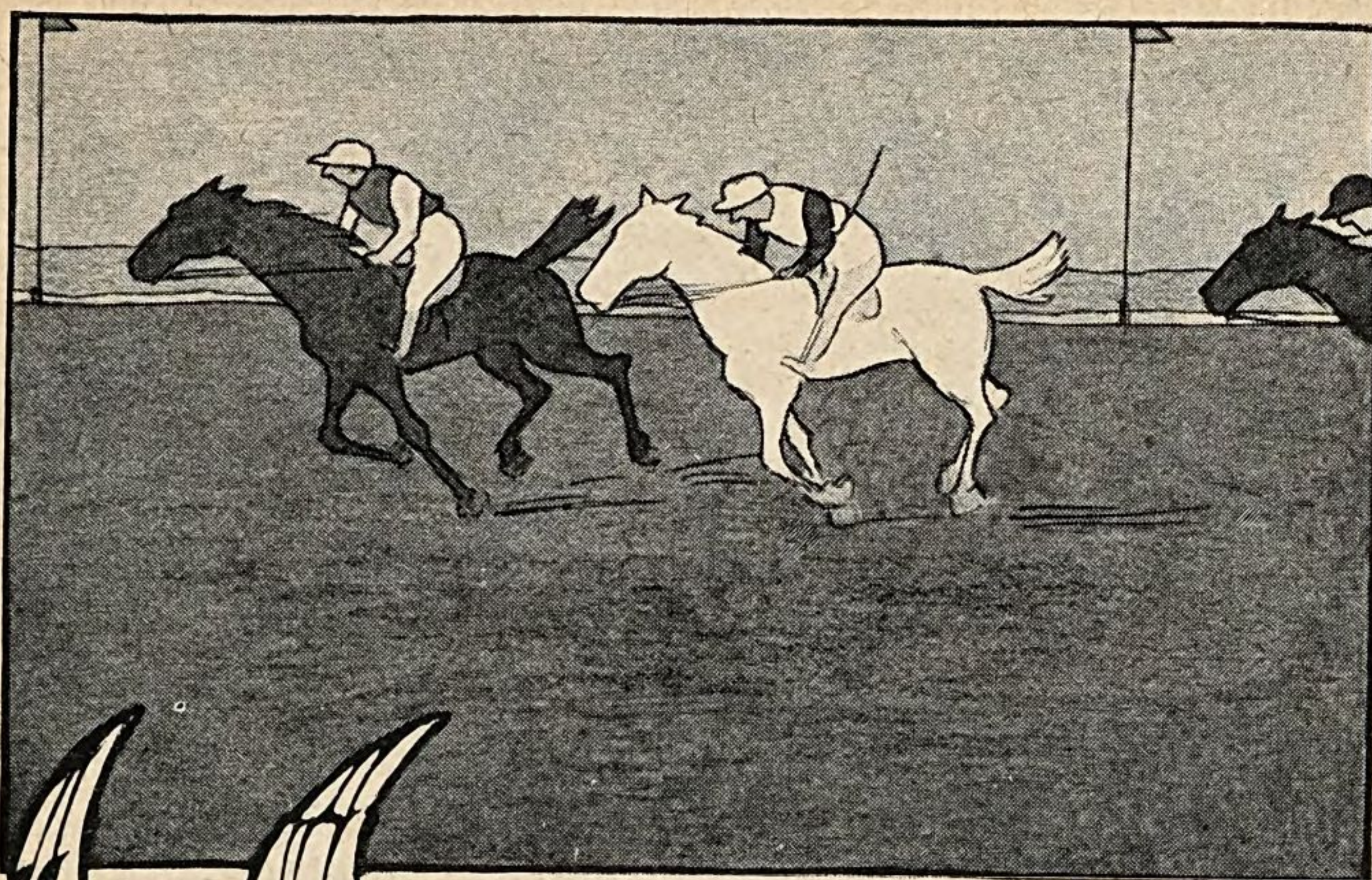
wirklichen Hamletjubiläum mit besonderen Leistungen hervortreten wollen, sich zeitweilig bei jener Flaggenbatterie anzusiedeln.

Zur Verstärkung dieser Empfehlung füge ich hinzu, daß mir noch am selbigen Abend ein Geist erschien, freilich nicht der von Hamlets Vater, auch nicht der von Banquo, sondern seltsamerweise der von — Pankow. In einem Kopenhagener Variété hörte ich nämlich folgende Strophe, die als neuestes dänisches Original unendlichen Jubel erregte:

Kom, Karoline, kom,
 Tag med til Klampenborg
 Der findes ingen Sorg;
 Klampen, Klampen, Klampen, kille, kille,
 Klampen, kille, kille, Klampenborg.

In einem Lande, in dem solche Verwandlungen vorkommen, gehören am Ende auch die Verkleidungen, die mein Doktor Alarmacher dem Dänenprinzen und seiner Umgebung ansinnt, nicht zu den Unmöglichkeiten.





Sport studien eines Ahnungs losen

Zu einer Reihe hübscher Zeichnungen, die der Verlag einer illustrierten Zeitung erworben hatte, sollte ich den verbindenden Text schreiben. Die Bilder bezogen sich durchweg auf den Rennsport und hätten sich auch ohne weitere Erklärung

ganz nett ausgenommen; der Verleger versprach sich aber eine erhöhte Wirkung von ihnen, wenn sie im Rahmen einer novellistischen Erzählung erschienen, und zu mir hegte er, ich weiß nicht weshalb, das Vertrauen, daß ich einen solchen Rahmen entwerfen und ausgestalten können würde.

Ich nahm den Auftrag an, nicht sowohl weil ich mich ihm gewachsen fühlte, als weil das gerade Gegenteil davon der Fall war. Für den Journalisten liegt ein unendlicher Reiz darin, Dinge zu beschreiben, von denen er keine Ahnung hat, und so konnte mir gar nichts Besseres widerfahren, als mich einmal gründlich über Rennpferde auszusprechen, denn meine Unkenntnis auf diesem Gebiete umfaßte sämtliche Zweige des Rennsports mit gleicher Tiefe und Gründlichkeit. Nichtsdestoweniger hielt ich es für geraten, mich auf meine Aufgabe durch einige propädeutische Studien vorzubereiten, wesentlich um mir die für den besonderen Fall nötige Ausdrucksweise gebührend anzueignen.

Ich hätte nun, um das Fach an der Quelle zu erforschen, mich nach Hoppegarten oder Karlsruhorst versüßen können. Allein zu einer so weit ausgreifenden Maßregel fehlte mir die Größe des Entschlusses. Ich begnügte mich also damit, mir eine Sammlung von Sportzeitungen mehrerer Jahrgänge anzulegen; aus dieser hoffte ich die Kunstausdrücke und den Spezialstil ebenso gut und namentlich bequemer erlernen zu können als im Trubel des Rennplatzes.

Aber da bekam ich Dinge zu lesen, die sich mir als ein Konglomerat von Rätseln, Unmöglichkeiten und Böhmischem Dörfern darstellten. In Ermangelung bestimmter Vorkenntnisse war ich doch wenigstens mit gewissen Grundanschauungen von dem Wesen der Sache an die Lektüre herangetreten, und nun mußte ich es erleben, daß die elementarsten meiner Elementarbegriffe vom Ansturm der Fachwissenschaft über den Haufen gerannt wurden.

Ich brauche den Ausdruck „über den Haufen gerannt“ mit Absicht, um im Bilde des Kennens zu bleiben, und zugleich mit resignierter Wehmut, um noch einmal der uralten Vor-

stellung zu huldigen, daß beim Rennen unter allen Umständen gerannt werden müsse. Ich stelle damit die letzten Überbleibsel meines Varentums aus, das von der ererbten Anschauung noch immer nicht gänzlich loskommen kann, und das seine erste gewaltsame Erschütterung bei dem Satze der Fachpresse erfuhr:

„Als der kleine drahtige Nickel den Kampf aufnahm, steckte Dalberg es sofort auf; das weiche Herz der Rosicutiax-Söhne machte sich geltend und verhinderte den Dreijährigen, nach Hause zu stehen.“

Über den drahtigen Nickel las ich leicht hinweg, denn „Nickel“ und „Draht“ schien mir ganz gut zusammenzupassen; auch das weiche Herz des Dreijährigen berührte mich sympathisch. Unklar blieb mir nur, wie Dalberg es überhaupt anstellen sollte, um im Stehen nach Hause zu gelangen. Nach der Fassung des Berichtes war dem Hengst die Aufgabe zugefallen, so lange und so energisch zu stehen, bis er das Rennen gewonnen hätte. Dies gelang ihm nicht, weil ihm seine Weichherzigkeit das Stehen verbot. Er muß also wohl gelaufen sein. Wiederum falsch, denn der Vordersatz betont ausdrücklich, daß er den Kampf aufgab. Eine höchst mysteriöse Angelegenheit!

Allmählich wurde mir klar, daß das Stehen von den Pferden geradezu verlangt wird, und zwar am entschiedensten, wenn es sich um Überwindung großer Entfernungen handelt. Die Ausdrücke „das Stehvermögen“, „der Steher“kehrten beständig wieder und brachten mir die Erkenntnis bei, daß der kritische Ausdruck im Wörterbuche des Turfs etwas ganz anderes bedeutet als in der Sprache ungeschulter Ordenbürger: ein Pferd „steht“, wenn es sein Tempo über eine größere Strecke festzuhalten vermag, es beteiligt sich mithin eigentlich nicht an einem Wettrennen, sondern fachmännisch gedacht an einem Wettstehen.

Aber auch mit dieser neugewonnenen Weisheit geriet ich in die Hindernisbahn der Zweifel, als ich las:

„Sobald der herrliche Mortemer-Enkel in der Distanz Ernst machte, stand das Feld still.“

Das Feld? Die Bahn konnte damit unmöglich gemeint sein, denn die läuft überhaupt nicht davon, wenn auch noch so viele Enkel Ernst machen sollten. Also war das Feld ein Kunstausdruck, der die Gesamtheit der mitgaloppierenden Gäule umfaßte. Aber dadurch wurde die Sache nicht deutlicher, denn ich hatte nunmehr außer den „stehenden“ gar noch „stillstehende“ Rennpferde, ein vollkommenes Idyll der Bewegungslosigkeit. Schließlich sucht man doch nicht gerade auf einem Rennplatze den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht! Eine teilweise Erklärung fand ich erst in den Äußerungen der Fachliteratur:

„Der Springersche Hengst gehört drüben unbedingt der nützlichen Klasse an, bei uns konnte er effektiv kein Bein vor das andere bringen...“

„Im tiefen Geläuf vermag er seine Beine nicht zu finden...“

„Wir finden im gesamten Felde kein einziges Pferd, dem am Gehen vom Fleck weg etwas liegen könnte!“

Und dieses heinvernichtende Urteil wird über Geschöpfe gefällt, die bei anderen Gelegenheiten als „Sterne“, als „Meteore am Turshimmel“ gepriesen werden! Man glaubt, eine naturhistorische Beschreibung von Faultieren vor sich zu haben. Versuche es nur jemand, einem Droschkenkutscher zweiter Güte zu sagen, sein Brauner vermöge die Beine nicht zu finden, könne kein Bein vor das andere bringen und ihm scheine am Gehen vom Fleck weg nichts zu liegen; ihm flöge vom Fleck weg eine Kontextkritik an den Kopf, die in Satzbau und Wortgefüge wahrscheinlich viel klarer sein würde als die verblüffende Phrase:

„Wohl niemals hat die schwarzweiße Jacke zwei solche Eisen im Feuer gehabt.“

Was war das nun wieder? Eine Jacke mit zwei Eisen! Um diese Sportgleichung mit drei Unbekannten aufzulösen, befragte ich mein Handwörterbuch der deutschen Sprache und fand zunächst: Jacke = eine Art Weste mit Ärmeln; um den philologischen Instanzenzug zu erschöpfen, stöberte ich weiter und stieß im Buchstaben W auf die tiefsinnige Belehrung: Weste = eine Art Jacke ohne Ärmel. Das Wörterbuch legte auf den Tatbestand der Ärmel offenbar größeres Gewicht als auf die Beziehungen zur Rennbahn, während meine Sportzeitungen fortfuhren, in den abenteuerlichsten Kombinationen gestreifter Jacken zu schwelgen:

„Das Zünglein der Wage neigte sich auf die Seite der goldglänzenden Jacke.“

„Die grünen Streifen wurden kurz vor dem Ziele von der stahlblauen Jacke glänzend ad absurdum geführt.“

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die rote Jacke der gelben zur Zeit nicht das Wasser reichen kann.“

Schließlich erriet ich, daß all diese bitter verfeindeten Jacken farbige Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Rennställe sein mußten, gleichsam die Fahnen streitender Armeen; und hiermit stimmte auch überein, daß die Rennen stellenweise gar nicht als friedliche Wettkämpfe, sondern als höchst bössartige Gemetzel auf Tod und Leben dargestellt wurden:

„Die Stute begann auf den letzten 1000 Metern wieder zu gehen, als wenn es die ersten wären, und hinter ihr, die schließlich selbst auch müde war, war alles totgeschlagen.“

„Die Union jenes Jahres, wo Walvater und Peter in heißem Kampfe gegeneinander die Köpfe abgeritten wurden . . .“

„Unsere persönliche Meinung geht dahin, daß die Wolffsche Stute der beste Steepler in deutschem Besitz

ist; ein Pferd, das ein Feld von guten Pferden so gänzlich in Stücke reißt, stellen wir über Kadet . . .“

Es ist erstaunlich, durch wie viel Denkformen man sich hindurcharbeiten muß, um in der Kenntheorie vorwärts zu kommen. Hatte ich mich zuerst mühevoll an die Vorstellung gewöhnt, daß die edelsten Hojotohohpferde sich darauf steifen, kein Bein vor das andere zu bringen, so erkannte ich jetzt mit merklichem Hautschauer, daß es im Pferdeleben Augenblicke gibt, wo sie der Mordlust näher sind als sonst. In solchen Momenten wird der Turf zum Schlachtfeld, die Jacken geben keinen Pardon, die Streifen schnauben Rache, Felder werden bis zur Unkenntlichkeit auseinandergerissen, abgerittene Köpfe fliegen umher, und selbst die sanfte Milch einer Wolffschen Stute verwandelt sich in gärend Drachengift. Wehe dem Kadet, der ihr an einem solchen kritischen Niederrenntage erster Ordnung zu nahe kommt! Er dürfte dann nicht so glimpflich „davonstehen“ wie an jenem Galatage, von dem es in den Annalen heißt:

„Die Anhänger von „Charleys Aunt“ hoffen, daß sie dem „Kadet“ die Hufe zeigen wird,“

ob schon es ja auch keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören mag, die Hufe von Charleys Tante betrachten zu müssen; namentlich dann nicht, wenn die berühmte Tante mit ihrer wenig delikaten Bewegung eine Demonstration verbindet, die lebhaft an das Diestdabersche „Die Minister können uns sonst was!“ erinnert. Denn man glaube nur nicht, daß die Pferde ihrem Ehrgeiz keine höheren Ziele zu stecken wissen als Stehen, Laufen und Siegen; sie bekunden vielmehr die deutliche Tendenz, den Gegner obendrein zu demütigen, ihm vorher im Proklamationsston seine Niederlage anzukündigen und der Welt gegenüber das Benehmen des miles gloriosus zu betonen; hierfür sprechen die Zitate:

„Das Pferd schickt sich an, in die Spuren der wenigen Unionsieger zu treten, die sich auch mit dem Ruhme des Blauen Bandes brüsten dürfen.“

„Auch sein Stallgenosse Habenichts dürfte ein ernstes Wort mitsprechen.“

Ich ersah hieraus im Hinblick auf die von mir übernommene Arbeit, daß ich einen Fehler schlimmster Art begehen würde, wenn ich etwa einen Union- oder Derbysieger wiehern ließe, denn dieser Naturlaut stimmt nicht im mindesten zu der nachdrücklichen Beredsamkeit der Matadore, die nach Meisterart beim Werke, das sie ernst bereiten, auch über das geziemende ernste Wort verfügen. Im weiteren Verlaufe meiner Studien lernte ich noch aus meinen Originalakten, daß die Turfrosse „Vor- und Hinterhand“ sowie „Vorarme“ besitzen, unter Umständen „zum Rückzuge blasen“, oder „Dampf aufsetzen“ und „mit vollen Segeln davoneilen“, bisweilen auch wegen rückständiger Kondition „rückwärts gehen“, kurzum als richtige Überpferde alle Eigenschaften in sich vereinigen, die man bei Rhetoren, Feldherren, Lokomotiven, Segelbooten und Krebsen vereinzelt vorfindet.

Nunmehr fühlte ich mich kräftig genug, an die Ausarbeitung des novellistisch verbindenden Textes zu gehen, der die mir vorgelegten Zeichnungen umrahmen sollte. Ich entwarf Perioden von unheimlicher Länge und stapelte in ihnen alle Kunstausdrücke auf, über welche ich aus der Tiefe meines vormaligen Talentums zur Höhe meiner sportlichen Fachkennterschaft emporgeflettert war. Da kamen Pferde vor, welche mit vollen Segeln zur Attacke bliesen, andere, die mit dem Stehvermögen eines Harmonikazuges dem ganzen Felde in Stücke gerissener Jacken ihre Hufe zeigten; und ich kann wohl sagen, daß mich während der ganzen Arbeit jenes wohlthuende Gefühl durchrieselte, welches nur das Bewußtsein, einen Stoff sachlich zu beherrschen, dem Schriftsteller verleiht.

Nur in einigen Punkten bin ich von den Mustern, die mir als Vorlage dienten, mit Bewußtsein abgewichen. Ich habe nämlich aus lokalpatriotischen Gründen das norddeutsche Derby von Hamburg nach Berlin verlegt und zur Steigerung des novellistischen Effektes die Länge der Rennbahn auf fünf- undsiebzig Kilometer festgesetzt. Auch kommt in meinem Derby ein Totalisator vor, der den Helden der Erzählung für zehn Mark Einsatz mit einem Schlage zum Millionär macht. Diese kleinen Freiheiten durfte ich mir schon gestatten, da der Text als Ganzes in Kolorit und Ausdruck, soweit ich es beurteilen kann, ungeheuer echt geraten ist. Ob der Verlag der erwähnten illustrierten Zeitschrift ihn annimmt und zum Abdruck bringt, ist freilich eine andere Frage.





Wie ich darauf gekommen war, weiß ich nicht mehr so recht; es ist indes eine Tatsache, daß ich eines Tages, natürlich eines schönen Tages, den festen Entschluß faßte, Chinesisch zu lernen. Dieser Vorsatz erfüllte mich mit Befriedi-

gung; heißt es doch nicht mit Unrecht, daß die Erlernung einer neuen Sprache gleichbedeutend sei mit der Erwerbung eines neuen Sinnes. Natürlich muß es sich dabei nicht um ein schweizerliches, mütterliches oder tantenhaftes Idiom europäischer Herkunft handeln, sondern um eine Sprache, die in Wortwurzeln, Syntax und innerem Geiste grundsätzlich von allem Gewohnten abweicht; und diese Fremdartigkeit hoffte ich mit gutem Grunde gerade im Chinesischen in reichem Maße anzutreffen.

Ich nahm mir also vor, Chinesisch zu lernen, und zwar so gründlich, daß ich im stande sein würde, dem deutschen Publikum die Schätze der ostasiatischen Literatur zu vermitteln. Ich dachte dabei vornehmlich an die dramatische, von der ich vor Jahren eine appetiterregende Probe in der Originalfassung kennen gelernt hatte. Dies geschah auf der Weltausstellung in Antwerpen, woselbst neben vielen anderen erotischen Merkwürdigkeiten auch ein echtes chinesisches Theater zu sehen war. Für diejenigen Hörer, die der Sprache nicht mächtig waren, also auch für mich, lag damals eine französische Inhaltsangabe vor, und aus der Vergleichung dieses Textes mit dem Bühnenvorgange ersah ich mit aller Deutlichkeit, daß die Theaterpoesie des himmlischen Reiches zum mindesten im Punkte der dramatischen Nachdrücklichkeit die uns bekannten Literaturen weitaus überflügelt. Es verging da auf der Szene keine Viertelstunde, die nicht wenigstens drei Völkerbündnisse, vier Kriege, fünf Privatermordungen und sechs Prinzenheiraten gebracht hätte, so daß bis zur zweiten Pause schon mehr Staatsaktion vorgegangen war, als in sämtlichen Stücken von Schiller zusammengekommen. Und derartige Stücke soll das chinesische Schrifttum an die Hunderte besitzen, darunter viele von so ungeheurer Länge, daß sie einmal auf die Bühne gesetzt die ganze Saison beherrschen, selbst dann, wenn sie die zweite Aufführung nicht erleben. Welche Aussicht eröffnete sich sonach einem Sprachstreber, der mit heißem Bemühen daran ging, diese Welt von Novitäten nach allen Richtungen zu durchqueren und, wenn möglich, auch zu erobern.

Freilich durfte ich nicht daran denken, mir die unendlich verwickelte, ein ganzes Lebensstudium beanspruchende Schriftsprache des Landes anzueignen. Aber so weit hoffte ich es doch zu bringen, daß ich mich später mit einem chinesischen Vorleser ausreichend verständigen könnte. Die Aufgabe bestimmte sich also dahin: wie lernt man am schnellsten und sichersten Chinesisch verstehen und sprechen?

Die befriedigende Antwort auf diese Frage wurde mir durch ein Berliner Verlagsunternehmen, das sich „Literarische Agentur von Georgi“ nennt und unter dem Sammelnamen „Sofort“ eine Reihe von Zeitsäden und Grammatiken mit Dampfbetrieb herauszugeben beabsichtigt. Der Zufall kam mir zu Hilfe: gleich das erste der schwefelgelben Hestchen aus der Kollektion „Sofort“ zeigte den Titel „Chinesisch sprechen ohne Lehrer“; es versteht sich von selbst, daß ich mir dieses Hestchen „Sofort“ anschaffte und sofortissimo in Angriff nahm.

Selten, das muß ich gestehen, ist mir eine Ermutigung zu teil geworden wie in der ersten Zeile dieser Sprachlehre: „Die chinesische Sprache hat eigentlich nur zirka 500 Wörter, — die deutsche hat ungefähr 50000.“ Ehe ich noch weiter las, dividierte ich eine Zahl durch die andere und fand zu meiner unendlichen Beruhigung, daß die mir bevorstehende Aufgabe auf den hundertsten Teil des erwarteten und gefürchteten Pensums zusammenschrumpfte. Es kam aber noch trostreicher: Geschlechtswörter — existieren nicht; Genusregeln — brauchen nicht gelernt zu werden; Pluralbildungen — kommen nicht vor, — welche Einfachheit, welche Zuverlässigkeit des Sprachgeistes gegenüber dem Vernebdürfnis! Das schien allerdings ein Kursus zu sein, der nichts anderes voraussetzte als den Wunsch, „Sofort“ fertig zu werden.

Am Ende gibt es hier gar keine Deklination, dachte ich im Übermaß meines Hoffnungsdranges. Es gab aber eine: dschogg: der Tisch, dschogg-ddigg: des Tisches, iü dschogg: dem Tische, dschogg: den Tisch, dschogg: die Tische u. s. w. wie vorher. Nun, damit konnte man sich ja auch leicht genug abfinden, und man wird zugeben, daß es kein Kunststück ist,

nach diesem Tischbeispiel eine ganze Möbelfabrik durchzudeflinieren. Aber bei der Konjugation begannen die Schwierigkeiten; hier tauchte plötzlich ein Schwall unbegründeter Vor- und Nachsilben auf, der die peinlichsten Jugenderinnerungen an unregelmäßige griechische Verben und die damit verknüpften Strafarbeiten wachrief.

Als ich aber zu den „Redewendungen und Gesprächen“ überging, geriet ich aus dem Dickicht der Schwierigkeiten in den Sumpf der Unmöglichkeit. Stelle dir einmal vor, verehrter Leser, daß „danke“ tsing-tsing heißt, hingegen „ich danke Ihnen“ bbudd-ggàn, und „ich danke dir vielmals“ schibb-fén dsé ni! Das ist doch ein Durcheinander, das den schärfsten Tadel verdient und direkt eine Beschwerde bei der chinesischen Gesandtschaft rechtfertigen würde. In solchem Silbenwirrwarr scheint nur eines Regel zu sein: die Regellosigkeit. Man prüfe folgenden Fall: „Wie geht es?“ heißt gàn-mò? „wie geht es Ihnen?“ heißt aber entsetzlicherweise: tsing-tsing laù-jé haù? Woher kommt hier mit einem Male das tsing-tsing-Gebimmel? Warum hat sich das gàn-mò verspurlost? Was veranlaßt den Chinesen, bei dem harmlosen Zusatz „Ihnen“ ein laù-jé-haù-Gebell zu intonieren? Weshalb bellt er nicht auch, wenn das nämliche Fürwort in Verbindung mit „danke“ auftritt? Und vor allen Dingen, wie soll man sich denn das merken?

Es war also doch nicht so einfach, wie ich ursprünglich geglaubt hatte, und mein „Sofort“ nahm bald genug jenen kautschukartigen Charakter an, der mich befürchten ließ, es könnte daraus ein „Nie und nimmer“ werden. Da es aber erwiesenermaßen enorm viele Leute gibt, die Chinesisch sprechen und verstehen, so mußte es offenbar eine Methode geben, die zum Ziele führte, und wenn der gedruckte Zeitsaden versagte, so mußte man es eben mit einem lebendigen Lehrer versuchen. Diesen fand ich auch wirklich mit Hilfe einer der Agenturen, die alles machen, alles besorgen und alles vermitteln.

Er hieß Ngo-Kung, war ein echtes Teekind seiner Heimat

und hatte mehrere Jahre als Pektoblütenhändler unsere Gegenden bereist. Seine Kenntnisse im Deutschen reichten sonach vollkommen für den Unterrichtsbetrieb hin.

Schon bei der ersten Prüfung stellte es sich heraus, daß meine Buchstudien pro nihilo gewesen waren. Mein Versuch, ihm mit dem deklinierten Tisch zu imponieren, schlug vollkommen fehl, und er erklärte, ich müßte aus Versehen an eine kirgisische, hottentottische oder botokudische Grammatik geraten sein; chinesisch seien diese Brocken keinesfalls. Auch mein tsing-tsing, daß ich mit einer gewissen Beharrlichkeit ertönen ließ, wollte er nicht gelten lassen, und als ich ihn gar mit laù-jé-haù anbellte, malte sich tiefer Abscheu in seinem gelben Gesicht. Es erschien also geboten, noch einmal ganz von vorn anzufangen.

Da wurde mir denn zunächst meine Illusion bezüglich der fünfhundert Worte auf das gründlichste zerstört. Jede dieser Wortwurzeln treibt nämlich eine Unzahl von Wortstengeln an die Oberfläche, und an jedem Stengel hängt wiederum ein Blütengewimmel von Begriffen. So bedeutet das einfache „tschi“: Spinne, Zweig, Fett, wissen, anhalten, Insel, Papier, Hagedorn, wollen, gedenken, erreichen, Raubvogel, Pfand, straucheln, Schwein, niederwerfen, Saft, aufsteigen, fesseln, Substanz, Art und noch sehr vieles andere. Es gibt eben im Chinesischen ein paar hundert verschiedene tschis, die durch Akzent, Ton, Stimmbiegung streng auseinandergehalten werden müssen. Damit noch nicht genug: es treten nunmehr die intimeren Modulationen auf, die dem Hörer verraten, ob man den Singular oder Plural, Substantiv oder Adjektiv, Aktiv, Passiv, Adverb oder Infinitiv meint. Verbindet sich nun so ein „tschi“ mit irgend einer Zusatzsilbe, so gehen die Kombinationen der Akzente und damit auch der Begriffe bereits ins Unabsehbare, woraus ich den leidigen Tatbestand folgern mußte, daß ich nicht, wie ich mir geschmeichelt hatte, bloß fünfhundert, sondern etliche Millionen Wörter zu lernen haben würde.

Aber mit dem Lernen war es gar nicht abgetan. Es

handelte sich darum, meine natürlichen Sprachwerkzeuge neu zu dressieren, um all die Stimmbiegungen und Stimmverrenkungen herauszubekommen, die ihnen mein Lehrer Ngonkung abverlangte. Was sind die Schwierigkeiten der italienischen Koloratur mit all ihren Kouladen, Fiorituren, Trillern und Kadenzen gegen diese tausendfältig verzwickten Modulationen, auf deren tadelloser Wiedergabe Ngonkung beharrte?! In einem Atem sollte ich das Höchste und das Tieffste verbinden, sollte ich singen, meckern, quietschen, lispeln, wiehern, miauen, säufeln und krächzen. Mißglückte ein phonetischer Anlauf — und er mißglückte fast immer —, so ergaben sich im Augenblick die bedauerlichsten Begleiterscheinungen; die nämliche Phrase, die bei richtiger Betonung eine Höflichkeit, eine Verbindlichkeit bedeutet hätte, förderte in meiner falschen Betonung eine furchtbare Grobheit oder eine schauderhafte Drohung zu Tage. Selbst die chinesischen Koseworte besitzen eine Anzahl der fatalsten Nebenbedeutungen, und es hängt in der Regel nur von einer ganz unmerklichen Akzentverschiebung ab, ob man ins Segnen gerät oder ins Fluchen. So wagte ich in der sechsten Konversationsstunde eine Anrede, die nach meiner festen Überzeugung besagte: „Ich freue mich, meinen Lehrer bei so trefflicher Gesundheit zu sehen, und hoffe, daß er sich in unserem Klima dauernd wohl fühlen werde;“ da ich mich aber durchweg in der Tonhöhe vergriffen hatte, brachte ich einen Satz hervor, der ungefähr ausdrückte: „Ich werfe Sie die Treppe hinab und heße Ihnen fünfunddreißig Klapperschlangen auf den Hals, wenn Sie sich hier noch einmal blicken lassen.“

Das Grundübel lag darin, daß meinen Sprachinstrumenten Stellungen und Bewegungen zugemutet wurden, zu denen sie sich überhaupt nicht verstehen wollten. Wir versuchten es also mit künstlicher Nachhilfe. Bei gewissen Silben mußte ich einen Schluck Wasser im Munde halten, bei anderen ein Korkstückchen neben die Zunge klemmen oder etwas Watte unter die Oberlippe schieben. Dann sollte ich mir wieder im Interesse gewisser Lautbiegungen die Nase zuhalten, die Backen

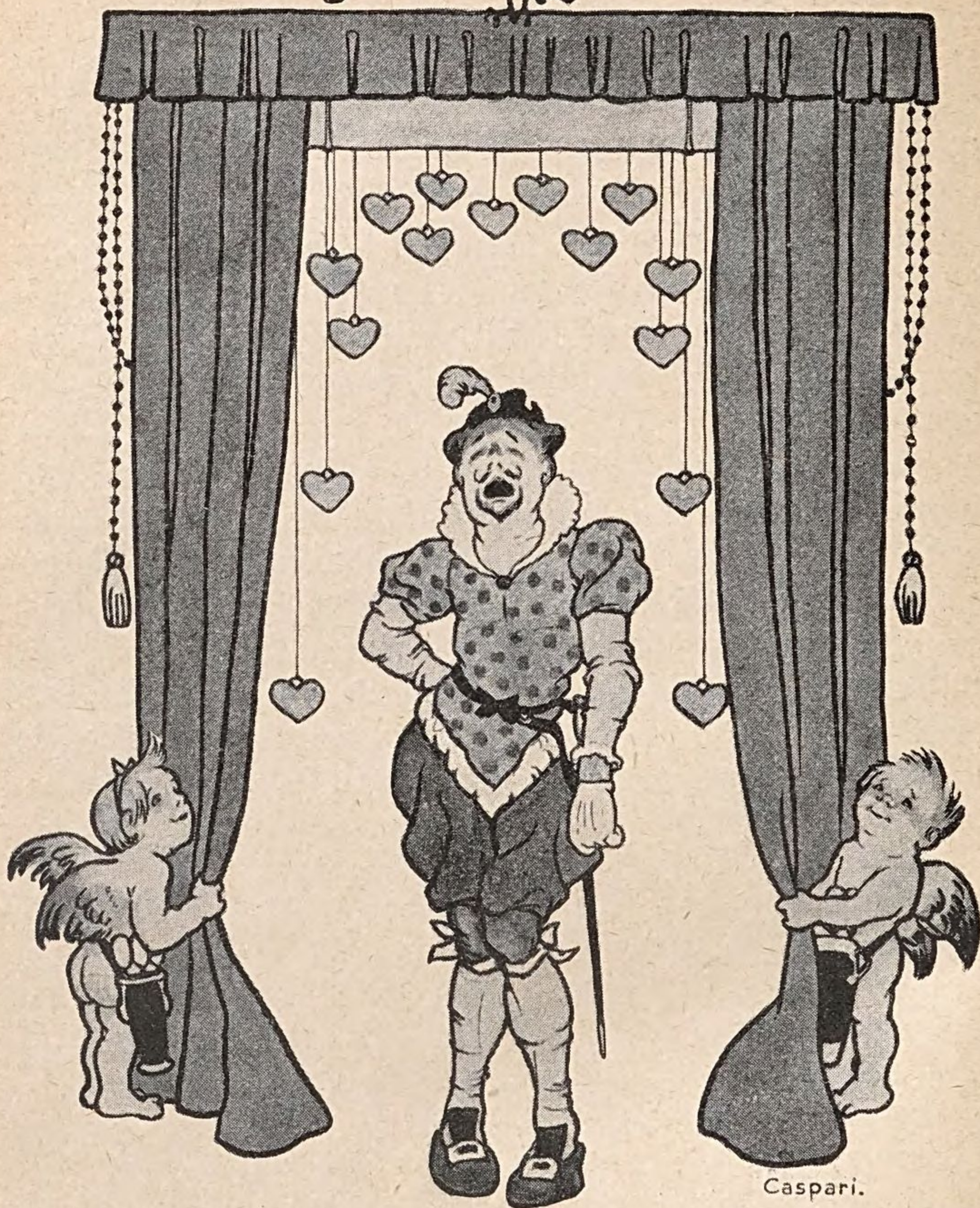
zusammenpressen und durch Zuziehung der Krawatte einen empfindlichen Druck auf die Stimmritze ausüben. So weit ging ich noch mit. Als aber Herr Ngo-Kung behauptete, ich könnte unmöglich zu einer richtigen Aussprache gelangen, wenn ich mir nicht vier von ihm bestimmte Zähne ausziehen liesse, legte ich mich aufs Streifen.

In der That, ich konnte mich nicht entschließen, mich weiter mit einer Sprache abzuquälen, die nur mit Kokain oder Nachgas erlernt werden kann. Ich betonte das mit aller Offenheit, und ich nehme an, daß diese Betonung endlich die richtige gewesen ist.

Zum Lobe der chinesischen Sprache muß ich indes anführen, daß man bei solchem Vorsatz das einmal Erlernte ohne die geringste Anstrengung und in unglaublich kurzer Zeit wieder vergißt. Was mich wenigstens betrifft, so habe ich in dieser Hinsicht bereits die erfreulichsten Rückschritte zu verzeichnen, und sehr bald, so hoffe ich, wird auch das faßlichste Element jener Sprachübungen, das melodische tsing-tsing, meinem Gedächtniß entflohen sein.



Perkuvogel Von Juan



Caspari.

Verehrte Mozartgemeinde! Sie alle folgen dem Zuge der Zeit, Sie kommen ins Theater, nicht nur um zu genießen, sondern um belehrt zu werden. Gestatten Sie mir also vor Aufgehen des Vorhanges als Conférencier zu Ihnen zu reden und Ihnen die Bedeutung des Mozartschen Don Juan klar zu machen. Oper aller Opern ist er genannt worden, und zwar nicht nur deswegen, weil dieses Werk in seinem musi-

kalischen Erfindungswert einen Höhepunkt darstellt, sondern weil sich in seiner Hauptfigur ein Ewiges und Elementares der Menschennatur verkörpert, der schrankenlose Drang nach Sinnengenuss. Unter der Sonne Andalusiens erzeugt, in der Glut Mozartscher Melodik gereift, steht dieser Don Juan vor uns als der echteste Vertreter des sinnlichen Egoismus, ohne Nebenbuhler und Nachfolger im Reiche irdischer Wonnen.

So wenigstens ist es uns erzählt worden von der Chronik der Überlieferung und einer ganzen Literatur von Abhandlungen, die sich mit dem historischen wie theatralischen Don Juan beschäftigten. Wir haben daran geglaubt als an etwas Selbstverständliches und jede Nachprüfung unterlassen, da wir die Wesenheit der Figur als eine identische Gleichung hinnahmen. Don Juan ist eben Don Juan, der Name bietet Garantie und Beweis zugleich. Und heute wie sonst braucht nur die Champagnerarie zu erklingen, um uns ein Paradies vorzaubern, bevölkert von zahllosen Blondinen und Brünetten, die in bacchantischer Verzückung den Huldigungsreigen um ihn, den einzigen, aufzuführen.

In dieser wundervollen Vorstellung gipfelt die Legende des Don Juan, die mit anderen Legenden den schwankenden Boden unglaublicher Tatsachen gemein hat. Ja, wenn es uns gelingt, die suggestive Kraft der Überlieferung zu überwinden, so können wir, von Zweifel zu Zweifel fortschreitend, zu einer ganz anderen, besser begründeten Theorie des Don Juan gelangen. Leuchten wir also der legendären Figur fest ins Antlitz: wir werden bald genug wahrnehmen, wie der triumphierende Ausdruck verschwindet, und das Champagnerbewußtsein des Mannes einer ganz elenden Kräckerstimmung Platz macht.

Ja, er wird diese schöne Maske nicht festhalten können, denn so viel er uns auch im Leben und auf der Bühne vorgeheuchelt hat, das eine vermag er uns nicht vorzulügen, daß er wirkliche Beweismittel über ein genußreich verbrachtes Dasein besitzt. Mit prahlenden Monologen kommt er bei uns

nicht durch, ebensowenig mit der Bescheinigung über ein einzeltes halbwegs geglücktes Abenteuer. Die Sucht nach Abenteuern macht noch nicht den Epikur; zum wahren Epikureertum, dessen Hohelied der „Don Juan“ angeblich ist, gehört die durchgebildete Kunst des Genusses, der Geschmack in der Auswahl des Vergnügens und vor allem eine gewaltige Portion Glück, jenes Glück, das dem Eroberer voranschreitet, um seine Unwiderstehlichkeit zu verkünden, das die Gemüter überrumpelt und die Herzen entwaffnet, ehe sie sich der Gefahr bewußt werden, jenes prestige du succès, aus dem sich die Sieghaftigkeit des Helden wie aus einer ewig fließenden Erfolgsquelle stetig erneuert. Ich behaupte nun, daß Don Juan gerade durch den Mangel dieser Eigenschaften hervorrage und als Glücksmensch in der ganzen Literatur nur in Hiob, König Lear, Peter Schlemihl, Wehwalt, Max Stolprian, Hans Hucklebein und Pechschulze ebenbürtige Seitenstücke findet.

Ich merke schon, daß man die Reporelloliste vor mir aufrollen will, das berühmte Renommieralbum, das schon durch seine handgreifliche Übertreibung jeder Möglichkeit den stärksten Verdacht hervorrufen muß. Diese Liste tritt in fast allen Bearbeitungen des Stoffes auf, schon in der alten *commedia dell' arte* von 1657, wo Don Juans Diener Arlechino den unendlichen Pergamentstreifen ins Parterre warf, damit die Zuschauer nachsehen sollten, ob sie Bekannte darauf fänden, in den Dramatisierungen von Dorimon, von de Villiers, von Zorilla und, wie alle Welt weiß, auch bei Lorenzo da Ponte. Der Zweck der Liste ist immer der nämliche: Verblüffung auf Grund unrichtiger Buchführung; dem Renommee des Herrn soll durch falsch bilancierte Überschüsse aus den Vorjahren ein künstlicher Kredit eröffnet werden, damit der Zusammenbruch der Firma nicht schon im ersten Akte erfolgt. Das Manöver hat trotz seiner Durchsichtigkeit noch immer verfangen; ein glorreich aufgeblasenes Perfektum verhüllte die Aussicht auf die Trübseligkeit des Präsens, und durch alle Fehlschläge des auf der Bühne gegenwärtigen Don Juan

klangen die Liebesjauchzer der tausendunddrei Spanierinnen von ehemals. Warum hat denn von allen Don Juan-Dramatikern kein einziger diese pompöse Vergangenheit selbst auf die Bühne gebracht? Warum hat keiner den Dauersieger Don Juan im vollen Rennen gezeigt, als er mit dem Rekord der tausendunddrei die Meisterschaft von Europa errang? Erstlich, weil sie die Tatsachen kannten, und ferner, weil sie infolge dieser Kenntnis gezwungen waren, die papierenen Erfolge des Spaniers statt harter Münze auszugeben. So haben sie das Publikum durch die Lüste seit Jahrhunderten im eigentlichen Sinne des Wortes überlistet. Aber endlich meldete sich doch das Drama mit seinen Rechten auf Anschaulichkeit, mit seiner Forderung „hic Rhodus, hic salta!“ Don Juan folgt diesem Gebot, er überläßt es dem Leporello, die Lüste mit erdichteten Adressen zu verlängern, und rüstet sich zum ersten sichtbaren Angriff auf eine mit Tugend unpanzerter Sevillanerin. Es ist bezeichnend für ihn und seine Stellung zum Ewig-Weiblichen, daß er sogleich mit einem eklatanten Mißerfolg debütiert.

Donna Anna war allen Überlieferungen zufolge wohl die einzige Dame, aus der sich Don Juan im besseren Sinne etwas gemacht hat, mithin auch die einzige, für deren Eroberung er die Ritterinsignien der Liebe verdient hätte. Wäre er wirklich ein Hidalgo gewesen, kein Strauchritter, so würde er hier vor allem den Glanz seiner Persönlichkeit eingesetzt haben, um zum Ziele zu gelangen; statt dessen verläßt er sich auf Irrtum, Dunkelheit und auf die Aussicht, mit dem schmachtlappigen Amoroso Don Octavio verwechselt zu werden. Er, der Übermensch, die prachtvolle schweifende Bestie, schmeichelt sich mit der Hoffnung, die Rolle des Merinoschafes spielen zu können. Betrug im Plane, Ungeschick in der Ausführung, Fiasko im Ergebnis, das sind die Kennzeichen dieses Hauptabenteuers.

Erfolgte die Antrittsvisite bei Donna Anna zu spät, so kam er bei Elvira zu früh. Es gibt Frauen, die durch ihre unglückliche Veranlagung das Wesen jedes Erfolges geradezu

umkehren: man hat Unglück in der Liebe, wenn man von ihnen erhört wird. Elvira ist der klassische Typus jener Schicksalsfrauen, die niemals himmlische Rosen, sondern nur Brennesseln ins irdische Leben flechten. Don Juan hatte das ausgesuchte Pech, ihr seinerzeit, lange vor Beginn der Oper, zu gefallen, und seitdem erscheint sie bei jeder erdenklichen Gelegenheit, wo Don Juan Ursache hat, ihre Abwesenheit dringend zu wünschen. Don Juan fängt eben mit Zerline an — Elvira stört; Don Juan veranstaltet einen Ball — Elvira stört mit ihrer penetranten Allgegenwart. Nur ein einziges Mal erscheint sie mit einem Anflug von Liebenswürdigkeit, da irrt sie sich in der Person und richtet ihre Zärtlichkeiten an den verkleideten Leporello, damit nur ja alle Unannehmlichkeiten, die sie zu vergeben hat, hübsch bei Don Juan vereinigt bleiben. Nach einer anderen Version, die in einem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Drama von Nikolaus Vogt niedergelegt ist, spürt Don Juan im Höhepunkt seiner Wirksamkeit plötzliche Sehnsucht nach Elvira: er ist durch Teufels Hilfe Emir eines orientalischen Reiches geworden, entsendet eine Liebesbotschaft an Elvira und holt sich von ihr — um in der Rolle zu bleiben — einen Korb von phänomenalen Dimensionen.

Aber diese Donna besitzt ein Kammermädchen, und spanische Zosen, die unter Umständen sogar einem Baßbasso erliegen, sollten eigentlich für einen Heldenbariton keine unüberwindliche Aufgabe darstellen. Don Juan schildert sie als einen Ausbund von Schönheit, was mich veranlaßt, vom Gegenteil überzeugt zu sein. Ein Mann, von dem es in der Registerarie heißt: „Frauenzimmer jung und alt — Schön und häßlich von Gestalt — Alle sind ihm einerlei —“, kann mir in Geschmacksfragen nicht als zuständig gelten. Zudem halte ich es für völlig ausgeschlossen, daß eine so eifersüchtige Person wie diese Elvira ein halbwegs hübsches Mädchen in Dienst nimmt, und ich werde hierin durch Mozart selbst bestärkt, der das Kammermädchen, als durchaus unpräsentabel, gar nicht auf die Szene zu bringen wagte. Aber Don Juan ist und

bleibt der balzende Auerhahn, den die ruppigste Henne in Verzückung bringt, und so balzt er denn sein Zither-Gitter-Ständchen in die Lüfte, worauf auch diese Liebesaffäre, wie die meisten, in einer Keilerei zwischen Männern ihre Spitze findet. Es ist anzunehmen, daß der Schwindler Reporello nunmehr die Jose in das große Album als „Geliebte“ seines Herrn einträgt, der, wie wir gesehen haben, auch hier den Befähigungsnachweis zum Genußmenschen so gründlich verfehlt hat.

Bleibt also Zerline, das harmlose Gänseblümchen, gut genug, um von einem ferienbummelnden Studenten aus Salamanca am Wege gepflückt zu werden. Um dieses simple Bauernmädel zu gewinnen braucht Don Juan, abgesehen von seinen ariosen und rezitativischen Auslagen, eine ungeheure Festlichkeit, einen festlich erleuchteten Ballsaal mit mehreren Orchestern auf der Bühne, einen riesigen Küchenaufwand, kurzum einen Apparat, der für den normalen Branden ausreichen müßte, um mehrere Herzoginnen zu betören. Man soll nicht mit Kanonen nach Späßen schießen, aber wenn man schießt, soll man wenigstens treffen. Zugegeben mag werden, daß Don Juan bei Zerline über die ersten Anfänge hinauskommt und ihr mit Ach und Krach einen succès d'estime abnötigt. Aber die exträunte und so umständlich vorbereitete Schäferstunde wird wiederum vereitelt durch ungebetene Gäste, die sich überall da einzustellen pflegen, wo ein Pechvogel sich amüsieren will.

Das Ende vom Liede ist: er entflieht. Das Ausreißen scheint direkt zu den Ordensregeln seines Rittertums zu gehören, seine Verschwendernatur zeigt sich am üppigsten in der reichlichen Ausgabe des Fersengeldes. Wo ihn im Mozart-text eine Gefahr bedroht, eilt er entweder „hinten nach links“ oder „nach der Mitte“ oder „nach rechts hinten“ davon. In Epikurs Brevier steht es gewiß nicht geschrieben, daß man das Leben „nur flüchtig“ genießen solle. Aber ihm, dem großen Don Juan, dem vorgeblichen Vollender aller Erden-genüsse, blieb ja tatsächlich nur der Notausgang links, rechts

und in der Mitte in den zahllosen Bedrängnissen, die sein Dasein vergällten. Kein Heldenbuch meldet, daß ihm je eine Geliebte treu gewesen sei; gewiß ist nur, daß ihm das Unheil auf allen Wegen treu blieb. Bei Molière befindet er sich auf der Flucht vor den Häschern, im Goldonischen Drama wird er von Räubern ausgeplündert, in Heyses „Don Juans Ende“ von Banditen verwundet und überdies vom Schicksal so hart mitgenommen, daß er schließlich, um all den Jammer los zu werden, in den Krater des Vesuv springt. Blättern wir in anderen Darstellungen seiner Heldenbahn, von Tirso de Molina bis auf die Neuzeit, so finden wir: Don Juan der Zauberei angeklagt; der Inquisition übergeben; im Kerker angefettet; mit Selbstmordgedanken beschäftigt; ein paarmal ins Wasser geworfen; schiffbrüchig gelandet; zerknirscht als Mönch in der Isolierzelle; ja bei Grabbe wird er sogar von der Spitze des Montblanc in einem höchst ungemütlichen Saltomortale durch die Lüfte bis auf einen Kirchhof in Rom geschleudert. Hier erleidet er bei dem Versuch, eine Geliebte zu gewinnen, einen Abfall von beinahe fünftausend Meter Tiefe.

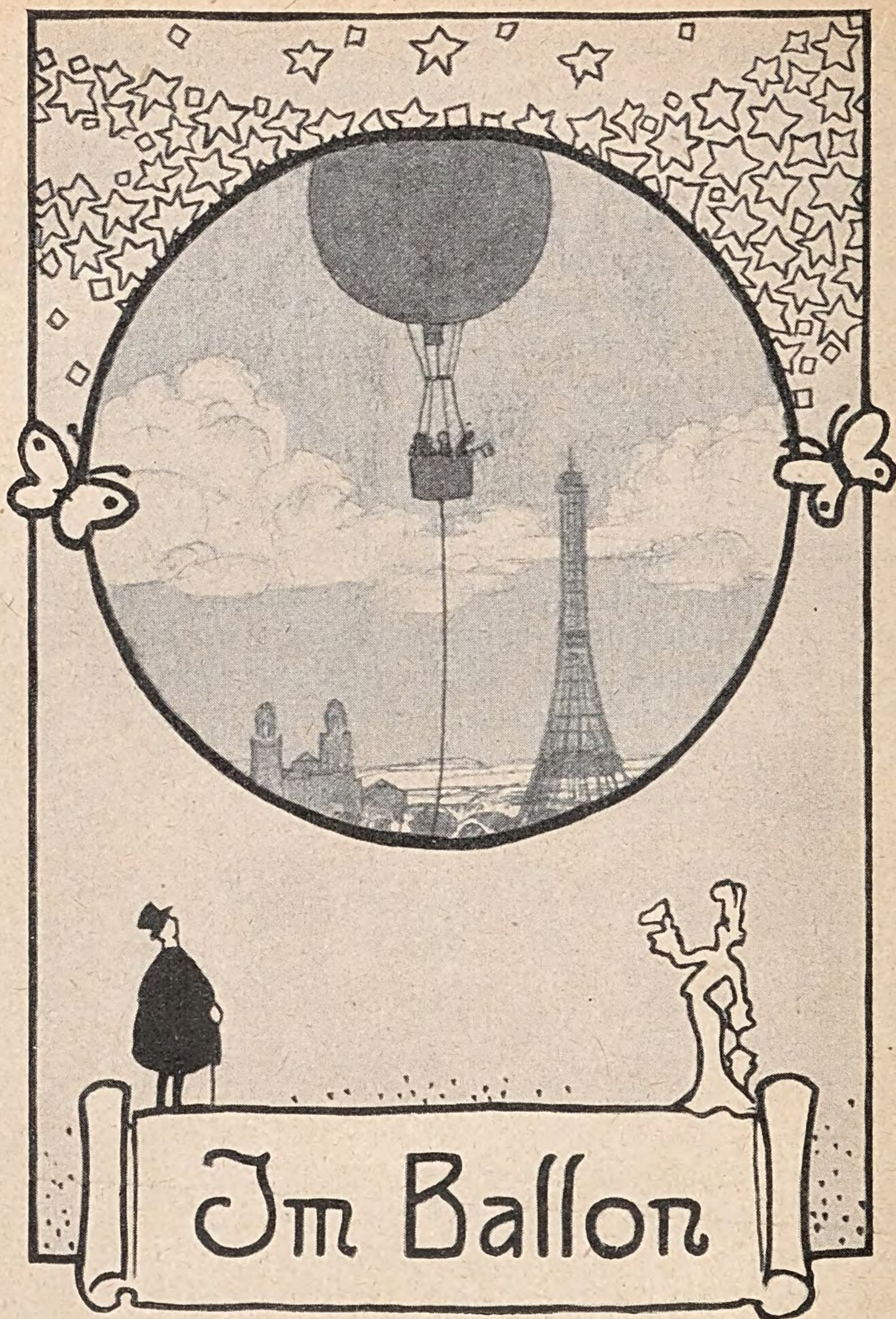
Und nun frage ich: wann und wo in aller Welt hat Don Juan Zeit und Gelegenheit gehabt, seinen Lüsten zu frönen?! Wo sind die Jahrzehnte, die er in reuelosem Genuß durchschwelgt haben mußte, um seinen Ruf zu rechtfertigen? Nicht zehn Minuten lassen sich nachweisen, in denen er sicher war vor den Schikanen des Schicksals, das ihm die Zeitlichkeit zum Fegefeuer, die Ewigkeit zur Hölle machte.

Aber die Legende, die auf schwimmender Oberfläche einen völlig verkannten und nur darum so glänzenden Cavalier zeigt, birgt doch im Inneren den Kern der Wahrheit. In der Heimat des Don Juan Tenorio findet noch heute eine Zeremonie statt, aus der man ersehen kann, wie der Universalgeschwelger im Gedächtnis seiner Landsleute fortlebt: Am Aschermittwoch wird ein schwarzgekleideter, auf dem Rücken liegender, an den Füßen geknebelter Mann auf einer Bahre in Prozession umhergetragen; zwischen den gefalteten Händen

hält er eine Sardelle. Diese Gestalt symbolisiert den historischen Don Juan, so sieht der Wüstling aus, wenn man ihn an der Stätte seines Ursprunges beobachtet. Der richtige Aschermittwochheld, der ausgezogen war, um zahllose Goldfische und Backfische heimzubringen, und als einzige Trophäe eine armfelige Sardelle erbeutet hat!

Weihen wir ihm eine Träne des Mitleids! War er auch des wundervollen Tondenkmal's unwürdig, das der göttliche Wolfgang ihm gesetzt, so hätte er doch ein Requiem verdient, als einer der hervorragendsten Pechvögel aller Zeiten und Länder. Jedes Übermaß fordert den Respekt heraus, und so wollen wir denn einräumen, daß seine ungewöhnliche Stümperei in Liebesangelegenheiten in gewisser Weise imposant wirkt. Aber hören wir endlich auf, seine historische und dramatische Figur mit der des Faust zu vergleichen; denn Faust bleibt faustisch, prüfe man, wie man wolle, während dieser Don Juan alles andere eher gewesen ist als ein echter Don Juan!





Einmal und nie wieder! —

Es war in der herrlichsten Frühjahrsaison, zur Zeit, da die Verchen und die Luftballons zu steigen beginnen, und die Notizen über Hochfahrten eine stehende Rubrik in den Zei-

tungen bilden. Auf dem Champ de Mars zu Paris, ganz nahe der verödeten Maschinenhalle, hatte ein spekulativer Unternehmer einen Riesenballon captif etabliert, mit einem Strick von fünfhundert Metern, der durch Dampfkraft um eine tief-
liegende rotierende Trommel gewunden wurde. Da die Sache von unten aus ziemlich harmlos ausjah, und ich überdies als Journalist vermuten durfte, in so beträchtlicher Höhe einen dankbaren Feuilletonstoff zu finden, so beschloß ich sofort — —

Nein, das Sportthema soll mich nicht zur Gluckerei verführen, wenigstens nicht in den ersten Zeilen: Ich beschloß keineswegs sofort, sondern zögerte zwei Stunden lang, während deren die beiden Kardinalfragen „Soll ich?“ „Soll ich nicht?“ einen erbitterten Kampf in mir aufführten. Schließlich gewann der Wille zur Bejahung des Schwebens die Oberhand, und ich verfügte mich ins Bureau des Unternehmers, wo mir der „Patron“ persönlich erklärte, es gäbe zwischen Nord- und Südpol keinen zweiten Punkt, der so sicher wäre wie der da oben; er fügte hinzu, daß unlängst sogar ein chinesischer General diese Aszension unternommen hätte, ohne dabei fichtlich zu zittern. Das entschied. Ich erlegte den vorschriftsmäßigen Obolus und wanderte über einen bequemen Steg in den Korb, dessen Rand mir bis an die vor freudiger Erwartung geschwellte Brust reichte.

Der Kommandoruf ertönte, und majestätisch hob sich der Ballon.

Ballons heben sich nämlich immer majestätisch. Es liegt dies in ihrer Natur begründet, und selbst wenn sie die Fessel anhaben, leisten sie niemals auf dieses Kronprivilegium Verzicht. So machte denn auch der unsrige, obchon er unter republikanischer Verfassung aufstieg, von diesem Majestätsrechte ausgiebigen Gebrauch, und es ist deshalb anzunehmen, daß auch wir Insassen die Gelegenheit wahrnahmen, um einen möglichst majestätischen Eindruck auf die Untenstehenden auszuüben. Ehrlich gestanden, war mir von Anfang an gar nicht sehr erhaben zu Mute, und ich hätte sofort zwanzig Franken darum gegeben, wenn ich, anstatt so souverän

emporzufliegen, schlicht bürgerlich in den tieferen Stagen der Menschheit geblieben wäre. Je höher wir kamen, desto tiefer gestaltete sich meine Reue und meine Sehnsucht nach dem festen Erdboden, der mir schon in einer Höhe von fünfzig Metern als außerordentlich begehrenswert erschien.

Die subjektive Empfindung aller Ballonfahrer, denen es so vorkommt, als ob sie in der Luft stillständen, während alles um sie her tiefer und tiefer sinkt, ist oft genug geschildert worden. Da ich bezüglich dieser Empfindung keinen Ausnahmefall konstruieren konnte, so unterlag ich der nämlichen optischen Täuschung und nahm mit Erstaunen wahr, daß so große Gegenstände wie die Maschinenhalle des Ausstellungsplatzes von einem offenkundigen Wandertrieb nach dem Orkus erfaßt wurden. Unser hauptsächlichster point de vue war selbstverständlich der Eiffelturm, der uns zur Seite wie auf einer Theaterversenkung sanft hinabglitt. In wenigen Minuten befanden wir uns in gleicher Höhe mit dem Eiffelturm, und bald darauf überschritten wir den Parikurs um weitere sechshundert Fuß; wir gerieten in die Vorzugslage, auf die Spitze des höchsten Bauwerks der Erde stolz hinabblicken zu dürfen und uns in dieser abenteuerlichen Lage Gefühlen hinzugeben, die zu den überspanntesten Spekulationen anzuregen vermochten. Eine halbwegs geübte Reporterphantasie hätte von hier aus zweifellos den Spiegel der Nordsee erblickt, wie denn überhaupt die meisten Hochtouristen die Neigung besitzen, am äußersten Rande ihres unendlichen Panoramas ein bißchen Salzflut zu wittern. Ich will indes der Wahrheit die Ehre geben und einfach feststellen, daß unser Fernblick, obschon er sich über viele Meilen erstreckte, doch nicht userlos genug war, um bis ans Ufer der Normandie zu reichen.

Zimmerhin war es erwiesen, daß die oft zitierten oberen Zehntausend von Paris bezüglich der Höhe ihrer gesamten Weltanschauung sich nicht mit den Personen messen konnten, die zu dieser Stunde den Korb des Ballons bevölkerten. Der Effektivbestand dieser Lustschifferabteilung wies folgende Präsenzstärke auf: erstlich den „Kondukteur“, der als die In-

signien seiner Würde eine goldbetreßte Mütze und eine ebenso imponierende Amtsmiene aufgesetzt hatte, ferner einen orientierungsbedürftigen Herrn aus Wien, außerdem einen Techniker, der schon viele Freifahrten mitgemacht hatte und eine umfassende Kenntniss der Aeronautik besaß, was im ganzen, wenn man die Freundlichkeit hat, mich hinzuzurechnen, vier lebende Wesen im dufstigen Äther ergibt. Ich habe das Epitheton „duftig“ einmal hingeschrieben, also mag es stehen bleiben. Zur weiteren Kennzeichnung dieses Dufstes möchte ich aber hinzufügen, daß er sehr deutlich an einen aufgedrehten Gashahn erinnerte, woran freilich nicht unsere ätherische Lage, sondern das Gesetz der Porosität schuld war. Mit einem Wort: der Ballon roch abscheulich, und wenn es im Drama heißt: „Der Hauch der Gräfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,“ so ist dieser ideale Irrtum auf die Tatsache zurückzuführen, daß Schiller ein Dichter war, während jeder Ballon ein undichter ist.

Der Kondukteur begann die Aussicht zu erklären. Er betonte die Vortrefflichkeit der gewählten Aufenthaltstation und wies darauf hin, daß man von keinem Punkte der Welt einen so erschöpfenden Überblick der Pariser Verhältnisse gewinnen könne wie gerade von hier oben. „Dies dort ist der Mont Valérien, da drüben sehen Sie das berühmte Schloß von Saint-Germain, dort auf der Nordseite die Kathedrale von Saint-Denis, wo die französischen Könige begraben liegen.“ Der orientierungsbedürftige Herr wollte die Große Oper finden und deutete mit dem Finger nach einer Kuppel, in der er das gesuchte Objekt vermutete. „Nein,“ erfolgte der Bescheid, „das ist das Pantheon, wo Voltaire und Rousseau begraben liegen.“ „Ich dachte, dies da wäre das Pantheon,“ sagte der Wiener, indem er eine andere Kuppel bezeichnete. „Die goldene?“ war die Antwort des Kondukteurs, „das ist der Invalidendom, wo Napoleon der Erste begraben liegt.“ „Und jener weiße Punkt da hinten?“ „Das ist das neue Krematorium auf dem Père-Lachaise, wo Molière, Rameau, Beaumarchais, Chopin und Bellini begraben liegen.“

„Es fragt sich bloß, wo wir selbst begraben liegen werden, wenn wir herunterfallen,“ bemerkte der Techniker trocken.

Der Wiener machte ein sehr erschrockenes Gesicht. „Tenez-vous cela pour dangereux?“ fragte er, indem er sich die Folgen eines möglichen Sturzes sachlich ziemlich richtig, wenn auch grammatikalisch falsch ausmalte.

„Ja sehen Sie,“ entgegnete der Techniker, „so eine Ballonfahrt ist niemals ganz unbedenklich, und ich möchte behaupten, daß ein Aufstieg im Ballon captif gefährlicher ist als eine Freifahrt. Die Statistik ergibt in dieser Hinsicht für solche Touren wie die unsrige sehr ungünstige Resultate.“

Ich blickte über die Brüstung des Korbes in die schauerliche Tiefe, und von plötzlichem Schwindel erfaßt, erklärte ich, mich durchaus nicht zu fürchten.

Unser Gefährte hielt indes den Augenblick nicht für geeignet, um derartige persönliche Erklärungen abzugeben. Sein Wissensdurst, der vorher den entfernten Aussichtspunkten gegolten hatte, warf sich auf das Nächstliegende, und er sagte: „Aber ich bitte Sie, wir werden doch an einem Seil festgehalten, da kann uns doch eigentlich gar nichts passieren!“

„Da haben wir wieder die alte Laienansicht!“ versetzte der Ingenieur; „es ist genau so, als ob Sie sich auf dem Rücken eines wilden Pferdes sicherer fühlten, wenn man Ihnen einen Fuß an den Steigbügel gebunden hätte. Tatsächlich wird die Gefahr dadurch nur verstärkt. Vergewärtigen Sie sich, daß ein Ballon auf Freiheit angewiesen ist; fessellos gehorcht er jeder Luftbewegung, er steht unbedingt senkrecht, und selbst ein starker Wind kann ihn nicht in Verlegenheit bringen. Wenn uns aber hier ein plötzlicher Sturmstoß erfaßt, so werden wir schief auf die Seite gelegt, vielleicht ganz herabgedrückt, und das Seil, das uns zur Sicherung dienen soll, kann unser Verderben werden.“

Diese Theorie wurde sofort durch ein praktisches Experiment bis zu einem gewissen Grade veranschaulicht. Von Westen her machte sich eine mäßige Brise auf, und unser

Ballon neigte sich in einer ansehnlichen Kurve gen Osten. Ich bin überzeugt, daß das vom Standpunkt des unten stehenden Beschauers aus sehr hübsch ausgesehen haben muß; da ich aber nicht gewohnt war, in der Luft Kreisbogen mit einem Radius von sechzehnhundert Fuß Länge zu beschreiben, so blieb mir nichts übrig, als die Menschen, die auf dem Marsfelde promenierten und zu uns hinaufguckten, auf das herzlichste zu beneiden.

„Die Hauptsache ist,“ sagte ich entschlossen, „daß das Seil nicht reißt, und darauf darf man sich wohl verlassen!“

„Selbst wenn es reißt,“ beruhigte uns der Kondukteur, „sind wir mit allem Nötigen versorgt, um die Expedition als Freifahrt fortzusetzen. Der Ballon ist mit Ventil versehen, wir haben Anker und etwas Ballast mit, der Wind steht zur Zeit ausgezeichnet, und ich garantiere dafür, daß wir in diesem Falle heute abend unverfehrt in der Gegend von Epernay oder Chalons landen werden.“

Der Ingenieur ergänzte: „Falls sich der Wind nicht dreht und uns über die Nordküste von Frankreich hinaus treibt.“

Der Gegensatz zwischen diesen Möglichkeiten und unseren ursprünglichen Absichten war nicht zu verkennen. Wir beide, der Wiener und ich, hatten über den Abend in wesentlich anderer Weise verfügt, da jener in den Sommerzirkus wollte, während ich ein Billett zum Vaudeville bei mir trug, mithin ein Abendaufenthalt in Epernay, Chalons oder im Meere gänzlich außerhalb unserer Pläne lag. Wir gaben deshalb gemeinsam unserem tiefgefühlten Wunsche Ausdruck, recht bald und, wenn irgend möglich, am Orte des Aufstiegs niederzukommen.

„Wir hätten schon seit fünf Minuten unten sein sollen,“ belehrte uns der Kondukteur, „es scheint etwas an der Maschinerie nicht in Ordnung zu sein, die Trommel, um welche das Tau gelegt ist, bewegt sich nicht. Ich habe es dem Besitzer schon lange gesagt, daß an der Konstruktion nicht alles in Ordnung ist, aber spätestens morgen, verlassen Sie sich

darauf, soll das alles einmal gründlich untersucht werden.“ Bei diesen Worten entfaltete er eine kleine dreifarbigte Fahne und schwenkte sie, um die Maschinisten auf dem Felde des Mars anzufeuern, endlich zum Angriff überzugehen und die bewußte „Trommel“ zu rühren. Allein diese Demonstration hatte einstweilen keinen Erfolg, und wir verharrten weiter hangend und bangend in schwebender Pein.

Zum Überfluß meldete sich der unerbittliche Techniker wieder zum Wort: „Das Schlimmste ist, daß ein Ballon in solcher Lage sehr leicht der Selbstentzündung anheimfällt. Die Tatsache ist oft genug beobachtet worden, ohne daß die Beteiligten über den Grund einer derartigen Katastrophe Klarheit zu gewinnen vermochten. Es sind nämlich merkwürdigerweise elektrische Vorgänge, die dabei die Hauptrolle spielen. Der gefirnißte Taft des Ballons hat wie alle Nichtleiter die Tendenz, bei jeder Reibung Elektrizität zu entwickeln. Nun beobachten Sie einmal, wie prall das Netzwerk die Taft-hülle umschließt, es schneidet förmlich Furchen darin ein! Bei einem freischwebenden Ballon könnte dies gar nicht vorkommen, da ein solcher sich nicht gegen den Widerstand eines unnachgiebigen Halteseils abzarbeiten hat. Hier aber sind alle Bedingungen gegeben, unter denen sich das Phänomen entwickeln kann: der Ballon schwankt; das Netzwerk reibt sich auf ihm mit Gewalt; auf der Oberfläche häuft sich negative Elektrizität an; bei einer gewissen Spannung entladen sich Funken, und in der nächsten Sekunde steht der Ballon in hellen Flammen. Darüber darf man sich nicht wundern, denn es ist im Grunde ganz einfach.“

Dieses physikalische Privatissimum eröffnete uns eine neue Aussicht, die allerdings mehr für das innere Auge als auf das äußere berechnet war. Ich sah uns schon als Material für einen „accident terrible“ in den nächsten Morgennummern der Tagesblätter verarbeitet, und mein Nebenmann, der Österreicher, behauptete entsezensbleich, er habe es soeben deutlich knistern gehört.

„Man sollte nun meinen,“ fuhr der Ingenieur fort, „daß

wir alsdann mit der Geschwindigkeit abgeschossener Projektile in die Tiefe sausen müßten. Dies ist indes nicht der Fall. Die einzelnen Fäden des brennenden Ballons wirken nämlich fallschirmartig, und so würden wir wahrscheinlich nicht in Atome aufgelöst, sondern als wohlerhaltene Leichen unten ankommen."

Der Kondukteur bestätigte dies: erst in voriger Woche sei in Lille ein Ballon captif durch Selbstentzündung verunglückt; die Katastrophe habe fünf Menschenleben gefordert, weitere nachteilige Folgen hätten sich indes nicht daran geknüpft, da das Luftschiff bis zu seinem vollen Wert versichert gewesen sei.

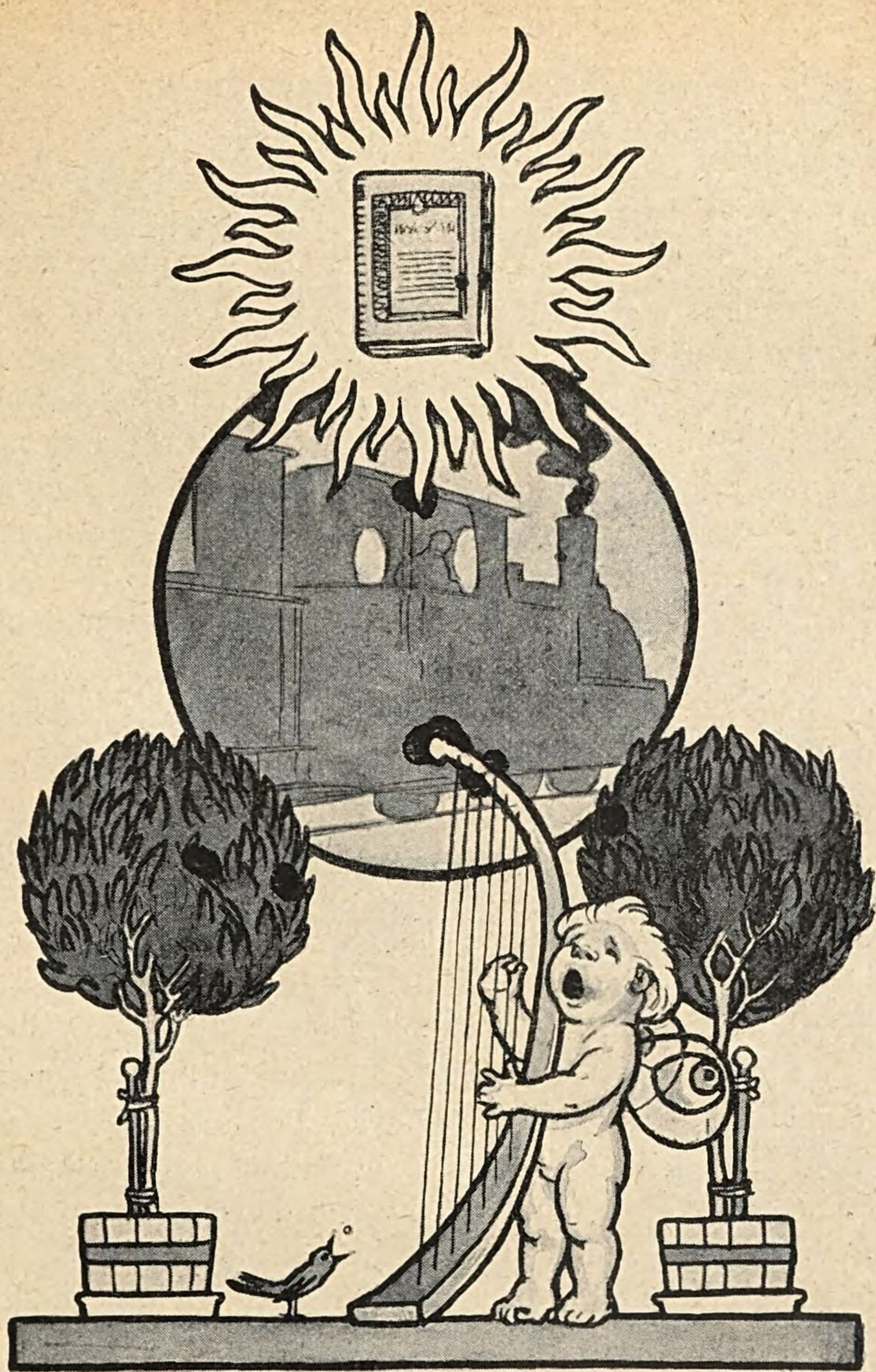
Wir wußten nunmehr ziemlich genau, in welche Gefahrenklasse wir uns einzureihen hatten, und dieses Wissen vertiefte sich noch beträchtlich, da die beiden Fachmänner sich beeilten, weitere instructive Notizen ähnlicher Art auszutauschen: Ballonunglück in Rouen mit Sturz aus viertausend Meter Höhe; Ballonunglück in Grenoble mit Aufschlagen auf Felsen; Ballonunglück in Biarritz mit Abreißen vom Tau und absoluter Verspurlosung sämtlicher Insassen; das alles war im höchsten Grade lehrreich.

Während wir noch das Gehörte verarbeiteten und die ewige Geltung der Newtonschen Fallgesetze in innerster Seele mißbilligten, bemerkte der Kondukteur, daß das Seil angezogen würde. Richtig, die Trommelmaschinerie arbeitete, der Eiffelturm begann emporzusteigen, natürlich majestätisch, und wir durften hieraus den vollgültigen Schluß ziehen, daß man nicht nötig haben würde, uns zu agnoszieren. Nie zuvor ist mir der Reiz der Dekadence so fühlbar geworden wie in diesen wenigen Minuten; man muß eben selbst ein Dekadent sein, um das voll zu empfinden. Da waren wir schon im Niveau des Trocaderopalastes, — noch dreißig Meter, und die Aufgabe war gelöst. Mit dem Faustschen Ruf: „Die Erde hat mich wieder!“ betrat ich das Festland des Seine-departements, während der Wiener in dieser Niederkunft eine Art persönlicher Wiedergeburt zu feiern schien.



Wir wurden eingeladen, nochmals die Räume des Bureaus zu betreten, wo man uns die „Diplômes de courage“, auf die Namen der kühnen Flieger lautend, ausfertigte. Ich erwähne dies nicht der Nennung halber, sondern um mich gegen jeden möglichen Verdacht zu schützen, als ob ich während meiner einzigen Ballonfahrt nicht ganz auf der Höhe der Situation gestanden hätte. Schließlich mußten diese Leute ja am besten wissen, wie viel Courage dazu gehörte, sich ihren Einrichtungen anzuvertrauen.





Die Perle der Literatur

Vor einigen Jahren wurde das ganze Heer der deutschen Schriftstellerwelt mobilisiert, um durch Mehrheitsbeschluß die hundert besten Bücher der Weltliteratur zu bestimmen. Von

der Edda bis zum Koran, von den indischen Veden bis zu Mikosch' gesammelten Schriften durchpflügten sie die Literaturen sämtlicher Jahrhunderte, und nach umständlicher Durchschnittsrechnung gelangte man dazu, die einzige und wahre Tabelle der literarischen Hundertgarde zu ermitteln. Es ist mir nicht mehr im Gedächtnis, welches Ergebnis dieses Vistenfrutinium ergeben hat; ich weiß nur noch, daß die Umfrage in die schöne Jahreszeit fiel, und daß dieser Umstand mich persönlich veranlaßt hatte, die berühmtesten Reifewerke aller Zeiten als besonders preiswert einzureichen und hiernach eine Liste zu entwerfen, in der Homer und Bäderer die äußersten Pole bildeten.

Aber eine schwere Unterlassungssünde hatte ich damals auf mich geladen, und jeder neue Venz gemahnt mich an diesen zwar verjährten, aber nicht getilgten Frevel. Soll er gesühnt werden, wie es meine ehrliche Absicht ist, so kann dies nur dadurch geschehen, daß ich nun endlich einem Meisterwerke der Literatur, das von den zünftigen Schriftgelehrten meist übersehen, von den Tempelpriestern der Kunst sogar geflissentlich übersehen wird, den ihm gebührenden Rang anweise. Um es kurz zu sagen, ich meine das deutsche Reichskurzbuch, ein Werk, das nach der Quersumme seiner Vorzüge gemessen nur noch in den verloren gegangenen Sibyllinischen Büchern ein ebenbürtiges Gegenstück gefunden haben könnte.

Sage mir keiner, daß das Kurzbuch nur eine Reihe unterschiedsloser Jahrpläne enthält, die durch die Einheit des Buchbinderfadens, nicht aber durch eine künstlerische Idee zusammengehalten werden. Freilich liest es sich nicht so leicht wie irgend ein Schmöcker aus der Leihbibliothek, in dem der Hans seine Grete oder seines Freundes Grete kriegt; dafür offenbart es aber demjenigen, der ihm mit wehevollen Verstandnis naht, eine Fülle intimer Reize, deren Wert durch die anspruchslöse Gewandung nur noch erhöht wird.

Schon äußerlich unterscheidet es sich von allen anderen Büchern durch eine sehr hervorstechende Eigentümlichkeit: man schlage irgend eine Seite auf, und man wird bemerken, daß

man darin ebensogut von oben nach unten wie von unten nach oben lesen kann; ja zum vollen Verständnis der Seite ist die Doppellektüre in beiden Richtungen sogar unentbehrlich. Die zweifache Verknüpfung von Anfang und Ende, diese Rückkehr zum Ausgangspunkt entspricht einer uralten künstlerischen Forderung, der nur wenige Kunstwerke standhalten, von deutschen vielleicht nur Richard Wagners Tetralogie, deren Ende durch die Rückkehr des Ringes zum Urelement mit dem Anfang symbolisch verschmilzt. Wenn man aber verlangt, „Kunst und Natur sei Eines nur“, so wird man billigerweise demjenigen Kunstwerk den höchsten Wert zuerkennen müssen, das den ewigen Kreislauf der Natur mit den einfachsten Mitteln zur Erscheinung bringt. Dieser Forderung genügt das Kursbuch auf jeder Seite voll und ganz, und wir erkennen bei einigem Nachdenken, daß jene Eigentümlichkeit, die sich der oberflächlichen Betrachtung als ein äußeres Merkzeichen darstellt, in Wahrheit einem tieferen Bedürfnis der Kunstempfindung entgegenkommt.

Befriedigt es dergestalt ein ungeschriebenes Gesetz der Poetik, so befreit es sich dafür ganz entschieden von der Regel der Schulweisheit, die als Grundbedingung dichterischer Gestaltung die Einheit des Ortes verlangt. Oft genug ist gegen diesen lästigen Zwang angekämpft worden, allein kein Autor hat bis auf diesen Tag gewagt, so radikal dagegen vorzugehen wie der ungenannte Verfasser unseres Reichskursbuches. Hier finden wir eine Vielfältigkeit der Szenerie, die jeder Landschaft der ganzen Erde, ja fast jedem Ort, sofern er überhaupt in den allgemeinen Verkehr einbezogen ist, das volle Recht auf Selbständigkeit gewährt. Das gesamte Alphabet birgt von Aachen bis Zwole keinen Menschenwohnsitz, der nicht zum Schauplatz eines rastlos dahinschreitenden Begebnisses gestempelt würde, und so dürfen wir wohl behaupten, daß mit Ausnahme eines Jules Verne'schen Stückes, welches auf dem Monde spielt, sämtliche Dramen der Weltliteratur mit ihren Schauplätzen in einem Exemplare des Kursbuches örtlich untergebracht werden

können. Dieser beispiellos reiche Wechsel der Szenerie drückt dem Buche geradezu das Gepräge der Universalität auf.

Umso nachdrücklicher wahrt es die anderen aristotelischen Einheiten: die der Zeit und die der Handlung. In dem weitaus größten Teile des Werkes herrscht als gebietender Zeitbegriff die mitteleuropäische Normalzeit, und innerhalb der vierundzwanzig Stunden eines Sonnentages — dessen Nachtzeiten durch Unterstreichung der Minutenziffern abgeschattet werden — entrollt sich die gesamte, scheinbar so verwickelte und doch im Grundmotiv so einheitliche Handlung. Straff und folgerichtig hält sie ihren elementaren Grundzug aufrecht, indem sie statt des kunterbunten Personengemengels der repertoireläufigen Stücke nur einen einzigen Helden agieren läßt. Dieser Held ist der Kilometer. Aufrecht, kräftig und „planvoll“ schreitet er durch die Kapitel, bald in stetigem Crescendo bis zu dreistelliger Machtfülle anschwellend, bald im Diminuendo sich bis auf Null-Komma-Null verjüngend, um schon in der nächsten Kolumne seine Wiedergeburt zu feiern und auf einer anderen Strecke sein Heil zu versuchen. Alles gruppiert sich um den Kilometer, alles empfängt Sinn und Bedeutung von diesem Helden, und mitsührend verfolgen wir seine Schicksale, die oft genug der Maßstab für unsere menschlichen Erlebnisse werden.

In wahrhaft glänzender Weise löst das Buch die schwierige Aufgabe der Charakterisierung. Man weiß ja, welche große und ach so oft vergebliche Mühe die Ganzmodernen aufwenden, um die Charaktere ihrer Figuren herauszuarbeiten und der jeweiligen Umgebung anzupassen. Welche Kunstgriffe werden da in Szene gesetzt, was wird da alles herausgehoben und unterdrückt, gedeutet, betont, markiert und nüanciert! Das Kurzbuch läßt sich auf solche Kniffligkeiten nicht ein; es charakterisiert direkt in Linienmanier und erreicht damit eine Deutlichkeit der Kennzeichnung, an die keines Roman-ciers und keines Dramatikers Kunst auch nur entfernt heranreicht. Eine feine, kaum merkliche Doppellinie, ein fetter, ein punktierter Strich verraten uns ohne umständliche Künstelei

Vornehmheit und Plebejertum, aristokratische, bürgerliche und proletarische Veranlagung aller in Betracht kommenden Züge. Kein einziger Charakter ist da falsch gesehen, schief aufgefaßt oder mit unzureichenden Mitteln erläutert. Der dünne Doppelstrich führt uns wie mit einem Zauberschlage das Bild der reinen, elegant gepolsterten und mit Spiegeln geschmückten ersten Klasse vor's Auge, mit ihm das bewegte Abbild der verwöhnten Welt, in der man sich — trotz Pailleron! — gar nicht langweilt. Der Bon vivant unter den Zügen erscheint uns hier, eilfertig, genußsüchtig, nicht gewohnt, sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten. Und mit der nämlichen Stilmeisterchaft malt uns der Autor durch einen einzigen Seitenstrich den schlendernden Bagabunden, den Bummel, der an keinem Dorfstrug vorbei kann, ohne Rast zu machen, eine komplexe Natur, in der die Eigenschaften dritter bis vierter Klasse vorherrschen.

Daß unser Buch ein ganzes Museum von Landschaftsbildern vor uns aufrollt, liegt in der Natur der Sache. Und hier erblicke ich einen besonders feinen Zug des Autors darin, daß er die Landschaften als solche gleichwertig behandelt und keine einzige sichtlich vor der anderen bevorzugt. Es ist ja so leicht, für die alpine Schweiz zu schwärmen und auf die ostpreussische Niederung mit Geringschätzung zu blicken, eine Fahrt über den Vierwaldstätter See und auf den Pilatus mit glühenden Farben auszumalen und bei der Beschreibung eines Weges im Tilsiter Flachland resignierte Töne anzuschlagen. Der echte Künstler steht auf einer höheren Warte: ohne Voreingenommenheit trägt er die natürlichen Dokumente der Landschaft zusammen, er regt die Phantasie des Lesers an, aber er übersättigt sie nicht mit subjektiven Deutungen. So sieht freilich auf den ersten Blick eine Landschaft im Kurzbuch ungefähr wie die andere aus, und keine Färbung der Begeisterung oder der Melancholie scheint die mit generalstäblerischer Gleichgültigkeit aufgenommenen Skizzen zu unterbrechen. Aber in diesen Zeilen klingt es, zwischen den Zeilen brodelte die Stimmung, und der leise Anruf des Autors ge-

nügt, um vor dem inneren Auge des Lesers eine Reihe sich ergänzender Bilder aufleuchten zu lassen. In dieser Hinsicht gehören die Nummern des Buches, die sich mit den Urkantonen, dem Berner Oberland und dem Wallis beschäftigen, zu den gelungensten des ganzen Werkes und bei aller Diskretion der Fassung zu den eindringlichsten. Wer könnte ungerührt bleiben bei der Botschaft: „Ab Luzern 10 Uhr 15 Minuten, in Rigi-Kaltbad 12 Uhr 29 Minuten, Rigi-Staffel 12 Uhr 43 Minuten, Rulm 12 Uhr 54 Minuten?“ Wo fänden sich noch in der Literatur vier Zeilen, deren sachgründliche Form so viel poetische Verheißung verschleierte? Das eben ist die preiswerteste Poesie, die romantische Empfindungen austreut, ohne mit der Hofarde der Romantik zu prahlen. Wenn Voltaire im „Candide“ einen Dichter der Zukunft prophezeit, der höchst prosaisch in jeder einzelnen Zeile, dennoch höchst poetisch in der Summe seiner Zeilen wirken werde, so kann er damit nur den Verfasser des Reichskursbuches gemeint haben: mit dem bloßen Hinweis auf die Abfahrt von Luzern um 10 Uhr 45 und auf die Ankunft in Rigi-Rulm um 12 Uhr 54 rührt er an eine Welt von Vorstellungen und Stimmungen, in der das Smaragdgrün des Sees, der Blick über sanfte Matten und fernverdämmernde Gletscher, das Gefühl des Erlöstseins von der Berufsarbeit des Jahres mit dem Läuten der Table d'hôte-Glocke und dem Ruhreigen zu holdestem Ferienzauber zusammenfliegen. Zu noch erhabeneren Klängen schwingt sich das Saitenspiel des Kursbuchsfängers empor, wo es die Fahrt von Visp im Rhonetal bis in das Herz der Monte Rosa-Gruppe begleitet. Wohl verschmäht er es auch hier, uns mit dem üppigen Vokabularium schriftstellernder Hochtouristen zu bombardieren und das gewaltige Panorama in wortframender Weitschweifigkeit nachzupausen. Er sagt einfach: „An Zermatt 12 Uhr 35“; und nun arbeite du gefälligst weiter, willige Phantasie des Kursbuchlesers, die du nur dieses Anstoßes bedarfst, um viertausend Meter hoch bis zu den furchtbaren Felskanten des Matterhorns emporzufliegen!

Aber da alle Kunstwirkung im letzten Grunde auf weiser Benützung der Gegensätze beruht, so stellt der Autor diesen streng-feierlichen Seiten andere gegenüber, in denen ein offenkundig sinnlicher Zug vorwaltet. Der Kurs eines Schlafwagens nach Ostende, eines Luxuszuges nach der Riviera hat beinahe etwas Frivoles. Hier lauert die Schlange zwischen Tabellen. Die Stationsworte Nizza und Monte Carlo erscheinen da wie auf grünes Tuch projiziert, und zwischen Ankunfts- und Abfahrtszeiten enthüllt sich, zwar unausgedrückt, aber feineren Organen wahrnehmbar, ein Bacchanal verführerischer Sirenen in einem Regen zerfließenden Goldflimmers. Zwanzig Züge pro Tag verzeichnet der Plan auf dieser Linie, wobei der Jagdzug der Fortuna und der knallende Blitzzug, mit dem der gewerbsmäßige Unglücksspieler ins Jenseits abfährt, noch nicht mitgerechnet sind. Denn auch hier besleißigt sich das Buch größter Objektivität, es betont nicht die Lust und malt nicht den Teufel daneben, es stellt in seiner schlichten Weise die Tatsachen fest, die ja für sich ausreichen, um die schwülen Reize dieser palmenumsäumten Strecke ahnen zu lassen.

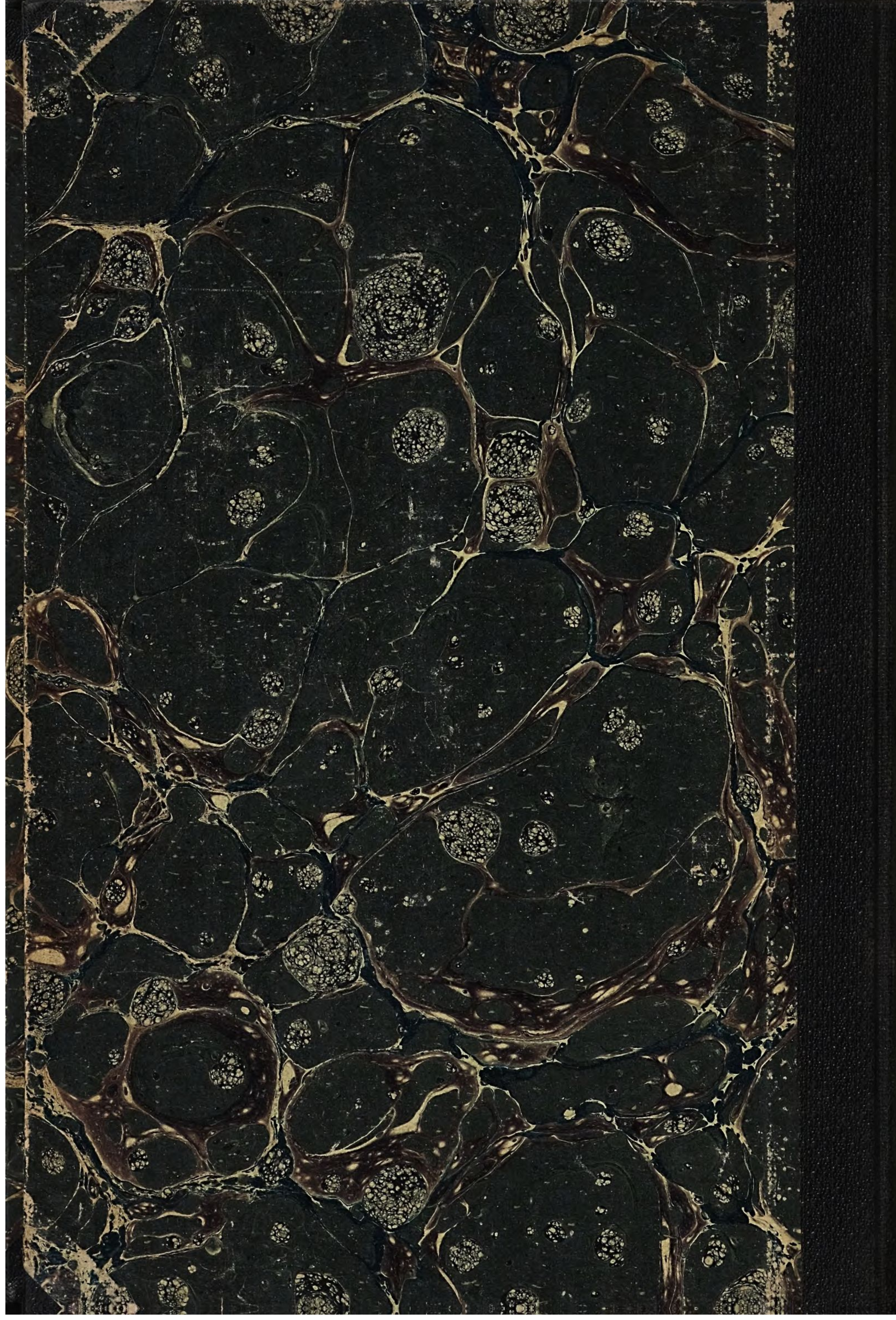
Wem daran liegt, die hier gewonnenen Eindrücke zu neutralisieren, der fahre im Kursbuch, — sagen wir: von Bremen nach Uelzen; er hat hier Gelegenheit, die Hauptstationen der Güneburger Heide zu passieren, und kann sich in stiller Beschaulichkeit allerlei bußfertigen Gedanken hingeben. Im Buche befindet sich diese Tabelle freilich vor dem Riviera-plan; eine höchst sinnige Anordnung, durch die der Autor anzudeuten beabsichtigt, daß man zuerst Ascese üben und sich erst nachher den Lockungen der südlichen Welt überlassen solle. Eine tiefe Philosophie!

Fast erscheint es überflüssig, hinzuzufügen, daß der Verfasser die landläufigen Effekte des Reimgefingels mit ziemlich lückenloser Konsequenz ausschließt. Nur an einigen Stellen, wo sich der Reim gleichsam als eine Notwendigkeit aufdrängt, tritt der Gleichklang als melodisches Element der Kurzdichtung in seine Rechte. So finden wir eine

hübsche, hellklingende Reimpoesie auf der württembergischen Linie Blochingen — Nürtingen — Bempflingen — Mezingen — Sondelfingen — Reutlingen — Bezingen, zu der das dunkelgefärbte Wanderliedchen „Jablonowo — Raymowo — Guttowo — Alonowo — Ilowo“ einen anmutigen Pendant liefert.

Und nun erzähle mir einer noch, daß dieses Reichskursbuch, das Hohelied des Weltverkehrs, sich nicht zur erquicklichen Lektüre eigne! Freilich, es gibt ja Leute, denen der bloße Gedanke an eine Reise Übelkeiten verursacht und die beim Anblick eines Kursbuches den Kohlendunst in der Nase und das Wagengerüttel in den Gliedern spüren. Haderen wir nicht mit ihnen, wenn sie in unserem Westöstlichen Diwan nichts anderes erblicken als ein hieroglyphisch verfaßtes „Buch des Unmuts“. Für uns aber, denen jener Dunst ein kosmisches Parfüm und jenes Gerassel einen besflügelnden Rhythmus bedeutet, ist das nämliche Werk, um wiederum mit dem Westöstlichen Dichter zu reden, „Chould Nameh, Buch des Paradieses“!





Moszkowski, Alexander

Flatterminen Zwölf Humoresken von Alexander Moszkowski. Illustriert von
Walther Caspari

Stuttgart 1890

L.eleg.m. 1331 n

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11641853-0